

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Brehms Thierleben

allgemeine Kunde des Thierreichs

Affen und Halbaffen, Flatterthiere, Raubthiere

Brehm, Alfred Edmund

Leipzig, 1883

Zweite Ordnung. Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii)

[urn:nbn:de:bsz:31-334031](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-334031)

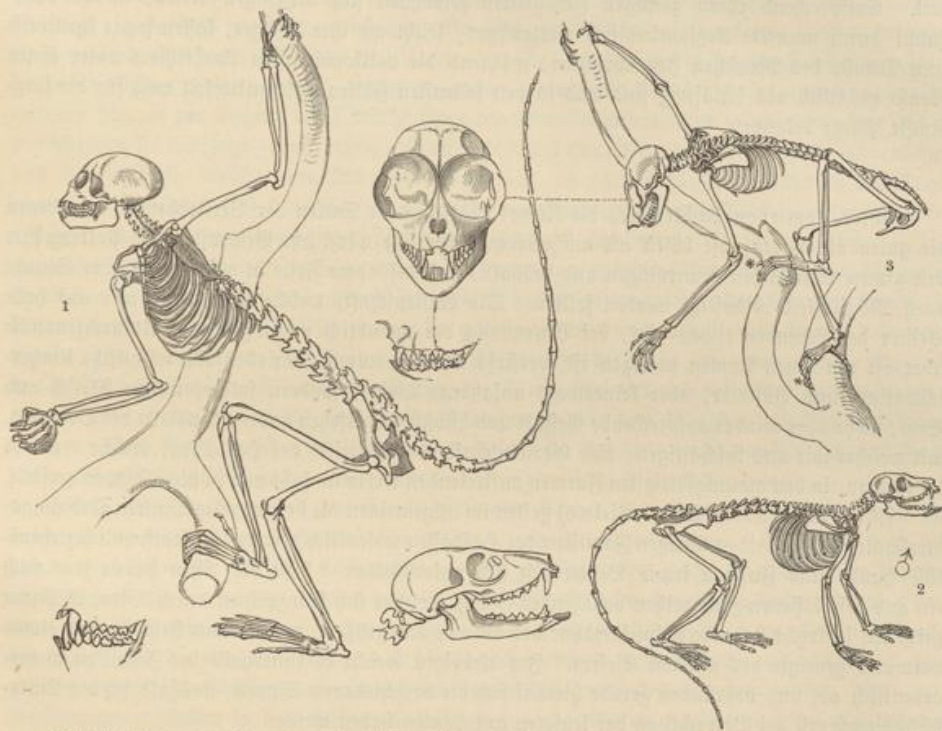
Zweite Ordnung.

Die Halbaffen oder Aeffen (Hemipitheci oder Prosimii).

Die meisten Naturforscher früherer Zeit sahen in den Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, echte Affen und stellten sie demgemäß mit diesen in eine Ordnung; wir dagegen trennen die Halbaffen vollkommen von den eigentlichen Affen und erheben ihre Gesamtheit zu einer eigenen Ordnung. In Wirklichkeit haben die Halbaffen oder Aeffen wenig Aehnlichkeit mit den Affen. Ihr Leibesbau ist ein verschiedener; ihr Gebiß stimmt mit dem der Affen nur in sofern überein, als es ebenfalls geschlossene Zahnreihen aufweist. Wenn man den Namen Vierhänder aufrecht erhalten will, gebührt er ihnen eher als den Affen, da der Gegensatz zwischen Hand und Fuß bei ihnen weit weniger deutlich ausgedrückt ist als bei diesen. Man mag unsere Thiere als ein Bindeglied zwischen den Affen und den Nagern betrachten: an erstere erinnert der Bau der Hände und Füße, an letztere die äußere Gestalt und die Zahnreihen mehrerer Gruppen und das Gebiß einer Familie. Und wenn man sich sonst in Annahmen gefallen will, denen bis jetzt noch, aller Versicherungen ungeachtet, die erforderliche Begründung fehlt, mag man die Halbaffen mit Häckel ansehen als die unmittelbaren Stammformen der echten Affen und somit auch des Menschen, als Nachfolger unbekannter, den Beutelratten verwandter Thiere: Affen aber sind sie nicht.

Ein allgemeines Bild der Halbaffen läßt sich nicht leicht entwerfen. Größe, Leibesbau und Gliederung, Gebiß und Geripp sind sehr verschieden. Die Größe schwankt zwischen der einer starken Raze und der einer Schlafmaus. Bei den meisten Arten ist der Leib schwächlich, bei einzelnen sogar klapperdürr; bei jenen erinnert der Kopf durch die Länge der Schnauze entfernt an den eines Hundes oder Fuchses, bei diesen hat er etwas eigenthümlich Nächtiges, Bilch- oder Flatterhörnchen-, Nachtaffen- oder Eulenartiges. Die hinteren Gliedmaßen überrreffen die vorderen meist merklich, oft bedeutend an Länge, unterscheiden sich aber unter sich dadurch, daß die Fußwurzel bei einer Abtheilung verhältnismäßig kurz, bei einer anderen dagegen ziemlich lang ist. Der Bau der Hände und Füße stimmt keineswegs vollkommen überein. Die meisten Halbaffen haben Füße, welche den Händen ähneln, da die Gliederung der Finger oder Zehen verhältnismäßig wenig sich unterscheidet, der Daumen den übrigen Fingern gegenübergestellt werden kann und Finger wie Zehen, die zweite der letzteren ausgenommen, platte Nägel tragen; aber auch diese Bildung ist nicht allen Halbaffen gemeinsam: es machen sich vielmehr in der Länge, Stärke und Behaarung, dem Verhältnisse des Daumens und der Daumenzehe zu den anderen Fingern und Zehen erhebliche Unterschiede bemerkbar. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge, übertrifft bei vielen hierin den Leib und verkümmert bei anderen zu einem äußerlich kaum oder nicht sichtbaren Stummel, ist bei diesen buschig, bei jenen theilweise fast unbehaart. Große Nachtangen und durchgehends wohlentwickelte Ohren mit

halb häutiger bald behaarter Muskel und ein weiches, dichtes, wolliges, ausnahmsweise nur strafferes Haarleid lassen die Halbaffen äußerlich als Dämmerungs- oder Nachtthiere erkennen. Das Gebiß zeigt hinsichtlich der Anordnung, Form und Anzahl der Zähne größere Abwechslung als bei den Affen. Der Schädel zeichnet sich aus durch starke Rundung des hinteren Theiles, die schmale, kurze Schnauze und die großen, vorn einander sehr genäherten, hochumrandeten, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossenen, sondern mit den Schläfengruben ver-



Geripp des Totentäpfchen (1) zur Vergleichung mit den Gerippen des Mongoz (2) und des Schlanklori (3).
(Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

bundenen Augenhöhlen. In der Wirbelsäule zählt man außer den Halswirbeln 9 Rücken-, 9 oder mehr Lenden-, 2 bis 5 Kreuzbein- und 8 bis 30 Schwanzwirbel. Wie die eigentlichen Affen tragen auch die Halbaffen nur zwei Rippen an der Brust.

Afrika und seine östlichen Inseln, vor allem Madagaskar und seine Nachbarislande, sowie die großen Inseln Südasiens bilden das Wohngebiet unserer Thiere, dichte, an Früchten reiche Wäldungen ihre Aufenthaltsorte. Alle Arten sind Baumthiere, mehrere von ihnen auf dem Boden so gut als fremd. Außerordentliche Behendigkeit und Gewandtheit im Gezweige zeichnet die einen, langsame, sichere, bedächtige, geisterhaft leise und unmerkliche Bewegungen die anderen aus. Einzelne sind auch bei Tage zuweilen in Thätigkeit; die meisten aber beginnen ihr Leben erst nach Einbruch der Nacht und liegen vor Beginn des Tages bereits wieder in festem Schlafe. Früchte verschiedenster Art, Knospen und junge Blätter bilden die Nahrung der einen, Korb- und kleine Wirbelthiere neben einigen Pflanzenstoffen die Speise der anderen. In der Gefangenschaft gewöhnen sich diese wie jene an allerlei Kost. Merklichen Schaden bringen sie nicht, erheblichen Nutzen ebenso wenig. Demungeachtet betrachtet sie der Eingeborene nirgends mit Gleichgültigkeit, sieht vielmehr in den einen heilige und unverletzliche, in den anderen unheilbringende, gefährliche Geschöpfe und

warnt oder verhindert daher nicht selten den wißbegierigen Forscher, Halbaffen zu jagen, sucht ihn sogar von deren Beobachtung zurückzuhalten. Dies mag einer der Gründe sein, weshalb wir auch die in größeren Trupps lebenden und häufigen Arten der Ordnung verhältnismäßig selten in unsere Käfige bekommen. Ihr Fang verursacht keineswegs besondere Schwierigkeiten, und ihre Pflege ist leicht und einfach; die meisten Arten halten auch ungleich besser als die Affen die Gefangenschaft aus und pflanzen bei einigermaßen entsprechender Behandlung ohne Umstände im Käfige sich fort. Entsprechend ihren geistigen Fähigkeiten gewöhnen sich diejenigen Arten, welche überhaupt durch muntere Regsamkeit sich auszeichnen, leicht an ihre Pfleger, lassen sogar theilweise zum Dienste des Menschen sich abrichten, während die vollkommensten Nachtthiere unter ihnen ebenso grämlich als schläferig sind und in den seltensten Fällen Erkenntlichkeit auch für die sorgsamste Pflege bekunden.

*

Unter Lemuren dachten sich die Römer abgeschiedene Seelen der Verstorbenen, von denen die guten als Laren, die bösen als umherirrende tödtliche Gespenster und Poltergeister den armen Sterblichen beunruhigen und deshalb durch besondere Feste in mitternächtlicher Stunde nach Möglichkeit besänftigt werden sollten. Die Wissenschaft, welche bekanntlich nur auf helle Geister der Lebenden etwas gibt, bei Benennung der unendlich mannigfaltigen Naturerzeugnisse aber oft um einen Namen verlegen ist, versteht unter Lemuren zwar ebenfalls nächtliche Umherstchwärmer und Polterer, aber keineswegs unsaßbare Wesen, sondern solche, welche Fleisch und Blut, mehr oder minder ansprechende Gestalt und hübsches Aussehen haben: den Kern der Ordnung, mit welcher wir uns beschäftigen, eine Gemeinschaft oder Familie der Halbaffen, welche weitaus die meisten, in den mannigfaltigsten Formen auftretenden Arten umfaßt und in viele Sippen zerfällt.

Für die Lemuren (*Lemuridae*) gelten im allgemeinen die bereits mitgetheilten Ordnungsmerkmale, da die beiden übrigen Familien der Halbaffen wesentlich nur durch Gebiß und beziehentlich Hand- und Fußbau sowie Behaarung sich unterscheiden. Wie die Affen haben jene noch ein aus geschlossenen Zahnreihen bestehendes Gebiß, welches sich kennzeichnet durch kleine, in Paare getheilte, senkrecht stehende Schneidezähne des oberen, und größere, an einander stehende und etwas vorwärts geneigte des unteren Kiefers. Im Uebrigen weicht es innerhalb der Familien außerordentlich ab, und begründen gerade hierauf sich die verschiedenen Sippen, weshalb ich die Unterschiede auch erst bei Betrachtung der letzteren anzudeuten haben werde.

Das eigentliche Heimatsgebiet der Lemuren umfaßt die Insel Madagaskar und ihre Nachbarinseln; außerdem treten sie in Afrika auf, über die ganze Mitte des Erdtheiles von der Ost- bis zur Westküste sich verbreitend, und finden sich einzeln auf den südasiatischen Inseln. Alle ohne Ausnahme bewohnen Waldungen, die undurchdringlichen frucht- und lerbthierreichen Urwaldungen den übrigen bevorzugend und die Nähe des Menschen, wenn auch nicht gerade meidend, so doch nicht auffuchend. Im größeren oder geringeren Grade Nachtthiere, wie alle Mitglieder der Ordnung, ziehen sie in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen sich zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen: sieht man solch einen Haarbäll, so kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberstreichenden Fliege oder das Krabbeln eines Käfers weckt viele von ihnen auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre

Lichtsehen ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein als die aller übrigen Säugethiere. Sie sind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht, ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtliche und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr lustiges Jagdgebiet. Nunmehr beginnt ein je nach Wesen und Eigenheit der Lemuren sehr verschiedenes Treiben. Die Mehrzahl der Arten, welche wir als die am höchsten stehenden betrachten dürfen, beieifert sich zunächst, ihrem Namen Ehre zu machen, indem sie gemeinschaftlich ein Geschrei ausstößt, welches den Neuling mit Grausen erfüllen kann, weil es entweder einen unbeschreiblichen Höllenlärm verursacht oder aber an das Gebrüll gefährlicher Raubthiere, beispielsweise des Löwen erinnert. Dieses gemeinsame, grunzende Gebrüll scheint wie bei so manchen anderen Thieren den Beginn der Werththätigkeit der Lemuren andeuten zu sollen; denn von jetzt an durchstreifen sie ihr Jagd- oder richtiger Weidegebiet mit einer Bewegungsfreudigkeit, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihnen bei Erinnerung an ihre Schlaffucht während des Tages niemals zugeschrieben haben würde. Alle Kletter- und Springkünste, alle Gaukeleien, welche Affen auszuführen vermögen, werden von ihnen vielleicht noch überboten. Es scheinen ihnen Flügel gewachsen zu sein: so gewaltige Sätze von einem Zweige zum anderen führen sie aus, so rasch laufen sie an den Stämmen empor oder über stärkere Nester dahin, so ununterbrochen bewegen sie sich in der verschiedensten Weise. Endlich erreicht die gewöhnlich aus einer bedeutenden Anzahl bestehende Bande einen Fruchtbaum und bekundet jetzt bei Plünderung desselben eine ebenso große Thatkraft wie früher beim Laufen, Klettern und Springen. Sie fressen viel und verwüsten noch weit mehr, würden also, fielen sie nach Affenart in die Pflanzungen ein, dem Menschen erheblichen Schaden zufügen. Doch ihre heimischen Waldungen sind so reich an Früchten verschiedenster Art, daß sie zu unberechtigten Eingriffen in das Eigenthum des Menschen keine Veranlassung haben.

Ganz als das Gegentheil der eben geschilderten Sippen und Arten der Familie zeigen sich andere Lemuren in ihrem Auftreten, ihrem Wesen und ihren Bewegungen. Verstoßen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlichte wie feurige Kugeln, und sie allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Felles verschwindet auch einem scharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Nester verdeckt, auf denen sie dahingleiten, oder läßt höchstens an einen gebrochenen Lichtstrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen geschehen so bedachtsam und leise, daß auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohre das Vorhandensein eines lebenden Thieres vernehmbar macht.

Wehe nun dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Kein Indianer schleicht leiser auf seinem Kriegspfade dahin; kein blutdürstiger Wilder naht sich in furchtbarer Absicht als der Lori jetzt seiner schlafenden Beute. Ohne jedes Geräusch, fast ohne sichtbare Bewegung setzt er einen Fuß nach dem anderen fürder und nähert sich mehr und mehr, bis er sein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautlosigkeit und Bedachtsamkeit und streckt sie leise vor, bis sie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdroffelt. Und nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt. Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Lori dies entdeckt. Das nächtliche Wesen des Thieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzkost vorzieht, obgleich es auch diese nicht verschmäht.

Alle hierher zählenden Arten sind bedächtig und berechnend vorsichtig. Sie bewegen sich auf den Bäumen langsam, aber sicher; ehe sie einen Zweig loslassen, vergewissern sie sich stets, daß ihnen ein anderer verlässigen Halt gibt. Ihr Gang auf dem Boden ist schlecht und eher ein krötenartiges Kriechen als ein Laufen zu nennen.

Ueber die Fortpflanzung der Lemuren wissen wir immer noch sehr wenig, obgleich mehrere der höher stehenden Arten unserer Familie bereits mehrere Male in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt haben. Diese werfen ein Junges, welches sich unmittelbar nach seiner Geburt an seiner Mutter festklammert und von ihr so lange umhergetragen wird, bis es gelernt hat, selbständig sich zu bewegen. Bei einzelnen Arten sollen nach Aussage der Eingeborenen Madagaskars Männchen und Weibchen an der Pflege dieses Jungen sich theilnehmen; doch ermangelt diese Behauptung bis jetzt noch des Beweises. Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist allen Bedürfnis; die Kälte macht sie misanthropisch und krank. Gefangene geben ihr Misbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schurren sie, wenigstens viele, fast nach Art der Katze.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle zeigen sich scheu und furchtsam, obgleich sie muthig sich wehren, wenn man sie fängt. Nachdem sie an den Menschen sich gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade vertraulich und benehmen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Die am höchsten stehenden Arten der Familie fügen sich noch am ersten in den Verlust ihrer Freiheit und in ein untergeordnetes Verhältnis zu den Menschen, lassen sogar zu gewissen Dienstleistungen, beispielsweise zur Jagd anderer Thiere sich abrichten; die ungeschwänzten Arten dagegen behalten meist auch in der Gefangenschaft ihr stilles, schwermüthiges Wesen bei, suchen jede Störung ärgerlich von sich abzuwehren und lernen wohl kaum ihre Pfleger von anderen Leuten unterscheiden, behandeln vielmehr alle Menschen mehr oder weniger in derselben Weise.

*

„Indri, Indri“ — schau, sieh her — sagten die Madagascher zu dem reisenden Naturforscher Sonnerat, um ihn auf einen Lemur aufmerksam zu machen, welcher seines abweichenden Baues halber nothwendigerweise die Aufmerksamkeit der Eingeborenen und des gedachten Naturforschers erregen mußte. Sonnerat wählte den von ihm falsch verstandenen Ausruf zur Bezeichnung des Thieres selbst und gab ihm damit einen Namen, welcher den Madagascher erklärlicher Weise verständlich ist. Nachdem man noch eine Art oder wenigstens eine Spielart der Gruppe unterschieden und beschrieben hat, wird der Name Indri als Bezeichnung einer besonderen Sippe gebraucht und mag deshalb auch von uns beibehalten werden.

Die Indris (*Lichanotus*) vertreten, wenn man so sagen will, die Menschenaffen innerhalb ihrer Familie, gelten auch als die am höchsten entwickelten aller Lemuren. Ihr Kopf ist im Verhältnis zu dem stämmigen Leibe klein oder doch nur mittelgroß und spitzsnauzig; die Vorderglieder sind nicht viel kürzer als die hinteren, die einen wie die anderen besonders ausgezeichnet durch die Länge der Hände und Füße und ebenso der kräftigen Daumen und Daumenzehen, welche den übrigen, bis zur Mitte durch Bindehaut vereinigten Fingern und Zehen entgegengestellt werden können und mit ihnen wahre Klammersüße bilden. Der Schwanz erscheint nur als verkümmerter Stummel. Verhältnismäßig kleine Augen und ebenso kleine, fast ganz im Pelze versteckte Ohren, deren Muscheln auf der Innenseite nackt, auf der äußeren dicht behaart sind, tragen zur weiteren Kennzeichnung bei. Der sehr dicke, fast wollige Pelz überkleidet nicht nur den ganzen Leib, sondern auch die Hände und Füße und Finger und Zehen bis zu den Nägeln herab. Das Gebiß besteht aus vier durch eine weite Lücke getrennten oberen, vier dicht zusammenliegenden, schief gestellten langen unteren Schneidezähnen und einem Eckzahne, zwei Lückzähnen und drei vierhöckerigen Mahlzähnen in jedem Kiefer, deren untere größer und stärker als die oberen sind.

Früher kannte man bloß eine einzige Art dieser Sippe, den Indri oder richtiger Babakoto, zu deutsch „Vaterjohn“ der Madagascher (*Lichanotus brevicaudatus*, Lemur Indri, Indris brevicaudatus); neuerdings hat Peters noch eine zweite, wahrscheinlich verschiedene Art aufgestellt. Der Indri erreicht eine Länge von 85 Centim., wovon nur 2,5 Centim. auf den

Schwanz gerechnet werden dürfen. Das fast unbehaarte Gesicht hat dunkel-, im Leben wahrscheinlich bräunlich-schwarze Färbung; Kopf einschließlich der Ohren, Schultern, Arme und Hände sind schwarz, Oberrücken und Unterschenkel braun, die Vorderseite der Hinterglieder braunschwarz, Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Halsgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Ferse und Seiten weiß. In wiefern sich auch die Färbung des Babakoto verändert, ist zur Zeit noch fraglich; man kennt das Thier bis jetzt noch viel zu wenig, als daß man sagen könnte, ob die Geschlechter oder Alte und Junge durch die Färbung sich unterscheiden.



Kronenindri (*Lichanotus mitratus*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

Der Kronenindri (*Lichanotus mitratus*), die erwähnte zweite Art, möglicherweise nur Spielart des Indri, steht diesem in der Größe wenig nach: seine Länge beträgt 75 Centim., wovon 4,5 Centim. auf den Schwanz kommen. Das Haar ist seidig-wollig, die Färbung außerordentlich schön, obschon gresse Farben nicht vorhanden sind. Die nackte schwarze Schnauze und die sehr schwach mit grauen Haaren bekleideten Wangen werden eingerahmt von einer breiten, fahl-grauen, nach hinten schwarz begrenzten Binde, welche sich über die Stirn und die Gesichtsseiten zieht, an der Kehle vereinigt und das ganze Gesicht umgibt. Unmittelbar an sie schließt sich ein blendend weißer Flecken an, welcher den Scheitel und die äußere Ohrmuschel einnimmt und in den längs der Kopf- und Halsseiten verlaufenden graulichweißen Streifen übergeht. Ohren, Nacken, Schultern, Oberarm, Rücken bis zur Kreuzgegend, Oberbrust und Brustmitte, Vorderseite der Ober- und Innenseite der Unterschenkel bis gegen die Füße hin, Hände und vorderer Theil der Füße sind schwarz, die einzelnen Haare am Grunde grau oder grauschwarz, ein auf dem Unterrücken als Mittelflecken beginnendes, nach dem Gesäß zu sich verbreiterndes länglich dreieckiges Feld und

die Innenseiten der Arme und Oberschenkel weiß, Gefäß und Schwanz röthlich isabellfarben, die Haare des letzteren an der Spitze aschgrau, Unterarme und Außenseite der Oberschenkel aschgrau, Außenseite der Unterschenkel bis zur Fußmitte, Füße und behaarter Theil der Sohlen lichtgrau.

Die Heimat dieser Art oder Abart fällt mit der des Indri zusammen.

Sonnerat, welcher uns mit dem Babakoto bekannt machte, erzählt, daß dieser wie seine Verwandten, flink und gewandt sich bewege, überaus rasch von einem Baume zum anderen springe, beim Fressen aufrecht wie ein Eichhörnchen sitze und seine hauptsächlich aus Früchten bestehende Nahrung mit den Händen zum Munde führe, eine, dem Weinen eines Kindes gleichende Stimme habe, sehr sanftmüthig, gutartig und deshalb leicht zähmbar sei, in den südlichen Gegenden der Insel von den Eingeborenen aufgezogen und wie unsere Hunde zur Jagd abgerichtet werde. Erst durch Pollen erfahren wir mehr, leider aber nicht das Ergebnis eigener Beobachtungen, sondern nur das durch Hörensagen von ihm Erfundete. „Bis jetzt“, so berichtet unser Forscher, „trifft man diesen großen Lemur nur im Innern der östlichen Theile Madagaskars und zwar ausschließlich im Nordwesten der Insel; wenigstens versicherten mir die Eingeborenen, daß sie ihn nirgends anders gefunden hätten.“ Vinson wurde beim Durchreisen des großen Waldes von Manamasoatrao zwei Tage lang von dem vereinigten Geschrei der Babakoto's fast betäubt, und bemerkt, daß die Thiere in anscheinend zahlreichen, leider unsichtbaren Banden in den Dichtungen des Waldes vereinigt gewesen seien. Die Eingeborenen verehren den Babakoto wie ein übernatürliches Wesen und betrachten ihn als ein heiliges Thier, weil sie glauben, daß ihre Eltern nach dem Tode sich in diese Lemuren verwandeln. Aus diesem Grunde sind sie auch der festen Meinung, daß die Bäume, auf denen Babakoto's sich aufhalten, unfehlbare Arzneimittel gegen unheilbare Krankheiten hervorbringen, und tragen Sorge, von einem Baume, auf welchem sich ein Lemur dieser Art bewegt hat, Blätter abzupflücken und aufzunehmen, um sie gelegentlich gegen Krankheiten zu verwenden. Ebenso behaupten die Eingeborenen, daß es sehr gefährlich sei, einen Babakoto mit Lanzen anzugreifen, weil er diese im Fluge aufzufangen wisse, im eigentlichen Sinne des Wortes den Spieß umdrehen und ihn mit größter Sicherheit auf den Angreifer zurückschleudere. Die Weibchen sollen nach einer anderweitigen, allgemein geglaubten Erzählung ihre Jungen sofort nach der Geburt dem auf einem benachbarten Baume sitzenden Männchen zuwerfen und sie von ihm sich wieder zuschleubern lassen, um zu erproben, ob diese ihrer würdig seien oder nicht. Denn wenn sie trotz solcher gefährlichen, ein Duzend Mal wiederholten Uebungen nicht zu Boden fielen, nähmen die Eltern sie auf und pflögten sie mit größter Sorgfalt, während sie, wenn das Gegentheil der Fall wäre, die Jungen im Stiche ließen und sich gar nicht die Mühe gäben, sie wieder aufzuheben.“ Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß solche Erzählungen eben nichts anderes als die große Unkenntnis der Eingeborenen über das Leben und Treiben des seltsamen Thieres beweisen können. „In gewissen Theilen Madagaskars“, fährt Pollen fort, „richtet man den Babakoto zur Vogeljagd ab. Man sagt, daß er hierbei ebenso gute Dienste leiste wie der beste Hund; denn er verschmäht, obgleich er Fruchtfresser ist, keineswegs kleine Vögel und versteht dieselben mit größter Geschicklichkeit zu fangen, um sich einen Lederbissen von ihm, Vogelgehirn, zu erbeuten.“

So viel mir bekannt, ist der Babakoto oder überhaupt einer der Indri's bis jetzt lebend noch nicht nach Europa gebracht worden. Es muß uns dies um so mehr Wunder nehmen, als doch der erstgenannte auf Madagaskar gewissermaßen zum Hausthiere geworden ist und seine Erhaltung keine Schwierigkeiten haben kann.

*

Die nächsten Verwandten der Indri's, welche wir Schleiermaki's (*Propithecus*) nennen können, unterscheiden sich von diesen vornehmlich durch den mittellangen Schwanz; ihr Leibesbau ist im wesentlichen derselbe, ihr Gebiß zeigt nur unbedeutende Abänderungen. Der Leib ist kräftig, der mittelgroße Kopf gerundet und kurz schnäuzig, die Gliederung der des Indri sehr ähnlich.

amentlich was das Verhältnis der Arme zu den Beinen und die Länge und Stärke der Daumen und Daumenzehen im Vergleiche zu den übrigen Fingern und Zehen anlangt.

Der Fließmaki (*Propithecus diadema*, *Habrocebus*, *Macromerus diadema*) erreicht eine Länge von ungefähr 1 Meter, wovon ungefähr 4,5 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen. Die schwachbehaarte Schnauze ist schwarz, eine brillenartige Stelle, welche die Augen umgibt und den oberen Theil der Nase einnimmt, eine breite Stirnbinde, Wangen, Gurgel und Kehle sind weiß, Oberkopf und Nacken sowie die Hände auf dem Rücken schwarz, die einzelnen Haare silbergrau an der Wurzel und schwarz an der Spitze, die des Nackens und Oberrückens lichter als die des Kopfes, wodurch eine schwarze Sprenkelung gebildet wird, die übrigen Theile des Leibes rostgelblichweiß, Gefäß und Schwanzwurzel rostweiß. Weibliche Fließmaki sind gelblichweiß gefärbt, in der Lendengegend und den Weichen grau, im Gesichte bis auf einen kleinen hellen Nasenfleck schwarz.

Ueber die Lebensweise des schönen Geschöpfes wissen wir noch gar nichts, kennen noch nicht einmal diejenigen Provinzen seiner heimatlichen Insel, in denen es vorkommt.

*

Der Name Maki soll ein Klangbild des Geschreies der arten- und zahlreichsten Sippe unserer Familie sein, welcher die wissenschaftliche Bezeichnung Lemur geblieben ist. Vor fast allen Verwandten zeichnen sich die Maki aus durch gestreckten Fuchskopf mit mäßig großen Augen und mittellangen, stets reichlich, oft buschig behaarten Ohren, wohlgebildete, unter sich fast gleich lange Gliedmaßen, deren Hände und Füße auf der Oberseite eine schwache, nicht pelzige Behaarung zeigen, mehr als körperlangen Schwanz und sehr weichen, feinen, ausnahmsweise auch wohl wolligen Pelz. Die beiden oberen, stumpfkronigen Schneidezähne sind in der Regel klein, die drei unteren schmalen und zugespitzten dagegen lang und fast wagerecht gestellt, die scharfspitzigen kantigen Eckzähne seitlich zusammengedrückt, die Kronen der drei oberen Lückzähne dreiseitig, die drei unteren Mahlzähne undeutlich vierhöckerig und von vorn nach hinten an Größe abnehmend. In dem gestreckten, hinten gewölbten Schädel fällt der Schnauzenthail durch seine Länge auf. Das Gerippe zählt außer den Halswirbeln 10 Rücken-, 9 oder 10 Lenden-, 2 bis 4 Kreuz- und 22 bis 29 Schwanzwirbel und enthält 8 Paare wahrer und 4 Paare falscher, schmaler, kantiger Rippen. Unter den Weichtheilen verdient Erwähnung, daß der Magen einen großen Blindsaft besitzt und der Blinddarm eine ansehnliche Größe erlangt.

Man hat viele Arten der Gruppe unterschieden, die neuzeitliche Forschung aber gelehrt, daß mehrere von diesen nur geschlechtliche Verschiedenheiten oder Spielarten anderer darstellen.

Erst durch Pollens treffliche Beobachtungen haben wir ein einigermaßen ausführliches Bild der freilebenden Maki's erhalten. Alle Arten der Sippe bewohnen die Waldungen Madagaskars und der Nachbarinsel, bei Tage im tiefsten Dickicht der Waldungen sich aufhaltend, nachts unter lebhaften Bewegungen und lautem Geschrei ihrer Nahrung nachgehend. Ein von dem erwähnten Naturforscher beobachteter Maki, welcher Mayotte bewohnt (*Lemur mayottensis*), mag uns im allgemeinen mit dem Leben und Treiben seiner Verwandtschaft bekannt machen. Die Thiere leben in ansehnlichen Banden von sechs bis zwölf Stücken in den Urwaldungen der Insel, hauptsächlich von den Früchten wilder Dattelpalme sich nährend und ihnen zu Liebe von einem Theile des Waldes zum anderen wandernd. Man beobachtet sie ebenso wohl bei Tage als während der Nacht, in der Regel auf Bäumen, von denen sie jedoch von Zeit zu Zeit herabsteigen, um zu Boden gefallene Früchte aufzulesen. Kaum ist die Sonne niedergegangen, so vernimmt man ihr klägliches Geschrei, welches gewöhnlich von der ganzen Bande gleichzeitig ausgestoßen wird. Ihre Bewegungen sind wie die der Verwandten außerordentlich leicht, behend und gewandt: einmal munter geworden, durchfliegen sie förmlich die Baumkronen und führen dabei von einem Zweige zum anderen Sätze von überraschender Weite aus. Von Hunden verfolgt, flüchten sie sich in die höchsten Wipfel der

Bäume, heften ihre Augen auf den Feind, wiegen ihren Schwanz hin und her und knurren und grunzen dabei; sobald sie aber des Jägers ansichtig werden, flüchten sie eiligst dem Walde zu und machen es jetzt außerordentlich schwer, ihnen zu folgen oder sie zu erlegen. Verwundete vertheidigen sich wüthend gegen die Hunde, springen ihnen, wie Pollen selbst beobachtete, auf den Rücken und beißen sich in den Ohren oder in dem Halse fest. Auf Mayotte verwendet man zur Jagd gewöhnlich Bauernspize, welche durch Bellen anzeigen, daß sie einen Maki gefunden haben, und gleichzeitig mit den Vorderbeinen an dem Baume, auf welchem der Halbaffe sitzt, emporspringen. Letzterer wendet dann seine Aufmerksamkeit mehr den Hunden als dem Jäger zu, und ermöglicht es diesem dadurch, sich zu nähern. Die Jagd selbst gewährt Vergnügen, ist aber in hohem Grade anstrengend, wahrscheinlich der Beschaffenheit der Waldungen wegen. Das Fleisch, welches im Geschmacke an das der Kaninchen erinnert, gilt als sehr wohlschmeckend und wird Anlaß zu lebhafter Verfolgung der sonst harmlosen Thiere, deren Verwandte auf anderen Inseln als unverkührbar angesehen werden.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich die Makis nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig. Sie lassen sich sehr gern schmeicheln, geben aber keine besondere Zuneigung gegen ihren Wärter kund, sondern sind entweder gegen Alle gleich gut oder gegen Alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, dauern auch lange in Gefangenschaft aus. Dies bewies z. B. ein Bari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemüthlich. Auch lassen sie sich sehr leicht erkalten, denn sie gewöhnen sich rasch an allerlei Speisen. Ihre Nahrung nehmen sie gewöhnlich mit den Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule, heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, knurren sie behaglich; gewöhnlich singen sie sich selbst in dieser Weise in den Schlaf.

Buffon besaß einen männlichen Maki, welcher durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Muthwillen aber oft ebenso lästig wurde. Er lief nicht selten in die Nachbarhäuser, stahl dort Obst, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als echter Spihube, unter Umständen Thüren und Deckel von Schränken und Kisten. Man mußte ihn anbinden, und wenn er entwischt war, hatte man seine große Noth, ihn wieder zu fangen; denn er biß dann selbst diejenigen, welche er genau kannte und sonst zu lieben schien. Sehr gern leckte er die Hand seines Pflegers; wenn aber seine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand geröthet hatte, biß er plötzlich, anstatt weiter zu lecken. Er murmelte beständig, ließ man ihn jedoch allein, dann schien er Langeweile zu haben und drückte dies durch frochhartiges Quaken aus. Vor Kälte und Nässe fürchtete er sich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, stellte sich auch öfters aufrecht, um sich besser zu erwärmen.

Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht bloß die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegensatz zu dem oben erwähnten, war er reinlich, glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmutzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich wie neugierig. Er untersuchte alles und jedes, warf es aber dabei entweder um oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erzeigte er allen Personen, welche ihm schmeichelten, und auch ganz Fremden sprang er ohne alle Umstände in den Schoß. Gegen Abend hüpfte oder tanzte er wohl ein halbe Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er sich auf ein Bret über der Thüre und spann sich in Schlaf. In seiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in seinem Alter wurde er wählerischer und damit verständiger und stiller.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr lieb gewann und schließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Kattengröße, welches mit offenen Augen zur Welt kam. Das Thierchen klammerte sich sogleich an die Mutter und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe,

daß sie es fast ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn sich Menschen näherten, drehte sie denselben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht gesehen werden solle. Sie war außerordentlich zahm gewesen; nachdem sie aber das Junge erhalten hatte, drohte sie Jedermann, der sich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach seiner Geburt hatte das Thierchen schon ganz den Pelz und die Färbung wie seine Mutter.

Ein Vari des Pflanzengartens lebte mit einem seiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfige, bis man beide zufällig an einen anderen Ort brachte. Hier änderte sich die Sache: der starke Vari tödtete seinen Gefährten in der ersten Nacht.

Das Nachfolgende wird vorstehende Mittheilungen noch hier und da ergänzen.



Vari (*Lemur varius*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

Zu denjenigen Arten, welche einfarbigen Schwanz und im dichten Vollhaar versteckte und mit diesem besetzte Ohren haben, gehört der Vari (*Lemur varius*), eine der größeren Arten der Sippe. Seine Länge beträgt ungefähr 90 Centim., wovon etwas mehr noch als die Hälfte, 48 bis 50 Centim. nämlich, auf den Schwanz kommen. Der reichliche, an Kopf und an den Halsseiten besonders verlängerte Pelz ist großstetig schwarz und weiß, aber ebenso ungleichartig als unregelmäßig gezeichnet, so daß eben nur das allgemeine Gepräge hervortritt, während bei diesem Stücke das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne sind fast ganz schwarz, andere fast ganz weiß; bei manchen ist der halbe Rücken oder mehr weiß und der Bauch schwarz; bei anderen verhält es sich umgekehrt. Gesicht, Schwanz und Vorderglieder haben gewöhnliche schwarze, die Wangen und Ohrgegend meist weiße Färbung. Etwas Genaueres läßt sich über die Farbenvertheilung nicht sagen. Pollen ist der Ansicht, daß auch der Fuchs maki (*Lemur ruber*), welcher mit dem Vari dieselben Vertheilungen bewohnt und in denselben Trupps umherschweift, nichts anderes als eine Spielart des letzteren ist.

„Bis jetzt“, bemerkt Pollen, „hat man den Vari nur in den Waldungen des Innern der Insel Madagaskar beobachtet, d. h. also in den Landstrecken, welche sich zwischen Tintinge, Tamatawe und Antananarivo ausdehnen. Auch ihn findet man in großen Gesellschaften, welche sich von Früchten ernähren. Ein wildes, scheues Wesen zeichnet ihn aus. Seine Stimme ist außerordentlich stark

und auf weithin hörbar; das Grrunzen des Thieres, welches stets gemeinschaftlich ausgeführt wird, erinnert an das Löwengebrüll und klingt so schauerlich, daß man unwillkürlich zittert, wenn man es zum ersten Male vernimmt. Im übrigen unterscheidet sich die Lebensweise, so viel bis jetzt bekannt, nicht von der verwandter Arten.“

Unter diesen mag zunächst der Akumba der Antanuaren und Sakalaven, unser Mohrenmaki (*Lemur macaco*, *L. niger*, *L. leucomystax*), erwähnt sein, weil gerade er uns neuerdings belehrt hat, wie außerordentlich verschieden die beiden Geschlechter einer und derselben Makiart sein können. Das Männchen, welchem der Name Mohrenmaki (*Lemur niger*) zuertheilt wurde, ist mehr oder weniger reineschwarz, nur bei einzelnen Stücken und zwar vorzugsweise auf den Kumpfsseiten und an den Gliedern rothbraun überflogen oder aber am Schwanz mit einigen weißlichen Haaren zwischen schwarzen gezeichnet; das Weibchen dagegen, welches von Bartlett unter dem Namen Weißbartmaki (*Lemur leucomystax*) als besondere Art aufgestellt wurde, ändert mehr oder weniger ab, obwohl auf der Oberseite ein bald helleres, bald dunkleres, auf der Rückenmitte zuweilen in Purpurrothbraun übergehendes Rostfarb vorherrscht, und Wangen, Füße und Schwanz in der Regel weißlich und nur ausnahmsweise rostfarben aussehen. Auch zeigt der Oberkopf, welcher bei den meisten Stücken weiß gefärbt ist, nicht selten einen grauen oder schwärzlichen Anflug, welcher unter Umständen sehr lebhaft werden kann, und lichtet ein großer, schwarzer Fleck am Hinterkopfe manchmal sich bis zu Rostgelb. Der Augenstern ist bei beiden Geschlechtern bräunlich orangefarben. Die Größe des Thieres kommt der der Verwandten ungefähr gleich.

Lange bevor Pollen uns über das Freileben des Akumba Bericht erstattete, kannten wir das Thier durch die Gefangenschaft, und zwar beide Geschlechter; ich meinstheils hatte auch bereits erkundet, daß Mohren- und Weißbartmaki einer und derselben Art angehörten. Pollens Beobachtungen stellten die Sache außer allen Zweifel, da er genau daselbe wie ich erfuhr.

Der Akumba bewohnt die Waldungen, welche sich zwischen der Bai Diego-Juarez und der Bai von Bombedok ausdehnen, ebenso auch den Wald von Lutube auf der Insel Nosfi-Be, aber fast ausschließlich nur die höchsten Bäume der undurchdringlichsten Dickichte. Nach Art seiner Verwandten zu Vanden vereinigt, durchstreift er sein Gebiet während der Nacht, läßt aber bereits in den Abendstunden sein wirklich furchtbares, gemeinschaftlich hervorgebrachtes Geschrei vernehmen. Zuweilen, namentlich beim Anblicke Bedenken erregender Gegenstände, wird das Geschrei durch ein Grrunzen unterbrochen. Die Beweglichkeit, welche diese Makis beim Springen von einem Stamme zum anderen zeigen, grenzt ans Unglaubliche. Man kann ihnen buchstäblich kaum mit den Augen folgen, und es ist viel leichter, einen Vogel im Fluge als sie im Sprunge zu erlegen. Dabei haben sie die Gewohnheit, verfolgt, sich plötzlich aus der Höhe der Wipfel herab in das Unterholz fallen zu lassen; der Jäger aber, welcher glaubt, daß sie todt sind, wird sehr bald enttäuscht, wenn er sie in beträchtlicher Entfernung an anderen Bäumen wieder emporklettern sieht. Aus diesem Grunde wird ihre Jagd in hohem Grade erschwert. Jung ausgezogen zeigen sie sich sanft und zutraulich, setzen sich auf die Schulter ihres Gebieters und gewöhnen sich an alle Nahung, welche man ihnen bietet. Vom Hause aus Fruchtfresser, und während ihres Freilebens hauptsächlich mit Bananen sich ernährend, verschmähen sie doch das Gehirn eines Vogels nicht und saugen daselbe regelmäßig aus dem von ihnen zerbissenen Schädel.

In gewissen Gegenden Madagaskars ist es verboten, Makis zu tödten oder sie lebend oder todt zu bewahren. Jedesmal, wenn Pollen die Insel Nosfi-Falie besuchte, versicherte man sich seitens der Eingeborenen, ob er nicht etwa Makis bei sich führe, weil diese nach jener Meinung das Giland entheiligen. Einmal geschah es unserem Gewährsmann, daß er, von der Jagd heimkehrend, gezwungen wurde, seine Beute nach einer Ortschaft der Insel Madagaskar selbst zu bringen, bevor er seinen Fuß auf Nosfi-Falie setzen durfte, und zwar verlangte man dies einzig und allein deshalb, um die Bewohner der „heiligen Insel“ vor Unglück zu bewahren. Im zoologischen Garten der Akkli-

matisationsgesellschaft auf Réunion sah Pollen ein Männchen und zwei Weibchen des Mohrenmaki und mehrere kleine männliche Junge, welche bereits vollständig das Kleid des alten Männchens trugen. Auch kennen die Bewohner Madagaskars den Unterschied der Geschlechter sehr gut.

Ich vermag vorstehende Angaben nach eigener Erfahrung zu vervollständigen. Unter einer Thierfendung, welche ich erhielt, befanden sich zwei lebende Mohrenmakis, ein Männchen und ein



Mohrenmaki (*Lemur macaco*). $\frac{1}{4}$ natürl. Größe.

Weibchen, welche in warmer Freundschaft zu leben schienen und deshalb von mir nicht getrennt wurden. Es waren die ersten Makis, welche ich selbst pflegte und ausführlich beobachten konnte. Zunächst erfuhr ich, daß die Thiere keineswegs in dem Grade Fleisch- und Kerbthierfresser sind, als man bis jetzt angenommen hatte. Ich bot meinen Gefangenen rohes und gekochtes Fleisch, Mäuse, Sperlinge und Eier. Sie fraßen von allem, ohne jedoch irgend welche Eier an den Tag zu legen. Auch von dem Inhalte roher Eier leckten sie eben nur. Ueber Sperlinge fielen sie mit einer gewissen Eilfertigkeit her; eigentlich gierig aber zeigten sie sich auch nicht. Nur Fliegen jagten sie mit einer gewissen Leidenschaft und fingen solche außerordentlich geschickt. Dagegen waren Früchte aller Art ersichtlich die ihnen am besten zusagende Speise: sie fraßen alle Obstsorten, gekochten Reis, gekochte Kartoffeln, nebenbei auch Milchbrod.

Ende März wurde von dem Weibchen, mir unerwartet, ein Junges geboren. Von der Trächtigkeit der Alten war nichts bemerkt worden; daß sie sich einige Tage vor der Geburt die Brüste drückte, hatte ich nicht beachtet. Das Junge kam mit offenen Augen zur Welt und zeigte vom ersten Tage an eine verhältnismäßig große Selbständigkeit. Die Mutter legte es, sobald sie es rein geleckt hatte, mit großer Zärtlichkeit an die Brust, unterstützte es anfänglich auch beim Saugen; schon wenige Tage später aber behalf es sich selbst. Doch bekundete die Alte noch immer die größte Fürsorge für das Kleine, deckte es mit dem Schwanz zu, kauerte sich zusammen und



Mongoose (Lemur Mongoose). $\frac{1}{4}$ natürl. Größe.

verbarg es so meist dem Auge des Beschauers. Dabei bethätigte sie jedoch fortwährend Sehnsucht nach ihrem Gatten, welchen ich aus Vorforge von ihr getrennt und in einem Nachbarkäfige untergebracht hatte, unterhielt sich mit ihm durch einen Spalt, knurrte behaglich, sobald er sich regte, und achtete überhaupt auf jede Bewegung desselben.

Im Verlaufe des ersten Monats entwickelte sich das Junge sehr schnell. Anfänglich klammerte es sich nicht, wie die meisten jungen Affen, an der Brust und dem Bauche, sondern mehr an der Seite seiner Mutter an; später kletterte es oft an den Schenkeln auf und nieder, längs der Seite hin oder auf den Rücken, verbarg sich halb und halb zwischen dem Felle und lugte mit seinen klugen Augen traulich von da ins Weite. Nach etwa Monatsfrist war es so weit gediehen, daß es seinen ersten Ausflug unternahm, d. h. seine Mutter verlassen und auf dem Gezweige des Käfigs umherklettern konnte. Gleich nach seiner Geburt fiel mir auf, daß es dem Vater vollständig glich, d. h. nicht das geringste Zeichen einer Mittelfärbung, wie sie Blendlingen eigen ist, wahrnehmen ließ. Erst hierdurch wurde ich veranlaßt, meine Makis zu untersuchen und fand, daß alle Mährenmakis, welche ich pflegte, Männchen, alle Weißbartmakis dagegen Weibchen waren. Anfragen in den verschiedenen Thiergärten, namentlich in London, Köln, Rotterdam und bei einem Bekannten in Sansibar bestätigten das von mir gewonnene Ergebnis, und so wurde die Vermuthung, daß beide Thiere nur verschiedene Geschlechter einer und derselben Art seien, für mich zur Gewißheit.

Zur Vervollständigung des Gesagten will ich noch zweier Arten gedenken, welche ebenfalls dann und wann lebend in unsere Käfige gelangen. Der erste ist der Mongoz (*Lemur Mongoz*, *L. nigrifrons*), eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in unseren Thiergärten. In der Größe gibt er dem Verwandten wenig nach; seine Länge beträgt etwa 95 Centim., wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Die Färbung des Pelzes, welche oben dunkelashgrau aussieht, da die Haare schwarz und weiß geringelt sind, geht auf dem Kopfe in Grauschwarz, auf dem Unterrücken und den Außenschenkeln in Lichtbräunlich über. Ein Streifen am Unterhalse bis zu den Ohren hinauf wie die Innenseite der Gliedmaßen ist weiß, der Bauch lichtrothlichgelb, das Gesicht wie gewöhnlich schwarz, das Auge bräunlich. Auch bei dieser Art hat man Abweichungen in der Färbung beobachtet; doch schwankt die letztere nicht in dem Grade wie bei den vorher genannten.



Ratta (*Lemur Catta*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

Ueber das Freileben kenne ich keinen eingehenden Bericht; gefangene Mongoz betragen sich im wesentlichen genau wie die verwandten Arten.

Unter diesen fällt noch eine Art, der Ratta (*Lemur Catta*), durch die Zierlichkeit seiner Gestalt, die Schönheit seiner Färbung und den geringelten, mehr als leibeslangen Schwanz sowie die verhältnismäßig großen Augen besonders auf. In der Größe steht er hinter den Verwandten etwas zurück; seine Gesamtlänge beträgt ungefähr 85, höchstens 90 Centim., wovon 35 bis 40 auf den Leib, das Uebrige auf den Schwanz kommt. Der dichte, feine, weiche und etwas wollige Pelz ist grau, bald mehr ins Aschfarbene, bald mehr ins Rothrothe ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite haben weißliche, ein großer runder Augenfleck und die Schnauze schwarze Färbung. Beide Geschlechter scheinen sich nicht zu unterscheiden.

Der Ratta, welcher mit keinem anderen Maki verwechselt werden kann, bewohnt nach Pollen die Waldungen im Südwesten Madagaskars und ist, so viel bis jetzt bekannt, in keinem anderen Theile der Insel beobachtet worden. Wie seine Verwandten in beträchtlichen Banden lebend und in seinem Auftreten diesen gleichend, thut er sich höchstens durch Zierlichkeit und unglaubliche Beweglichkeit hervor. Laut Pollen springt er mit ebenso viel Anmuth von Baum zu Baume und läßt in gewissen Pausen einen Schrei vernehmen, welcher nicht entfernt die Stärke

von dem anderer Maki's hat und mehr an das Miauen unserer Hauskatze erinnert. Gefangene befreunden sich in sehr kurzer Zeit mit ihrem Gebieter; so wenigstens erfuhr Pollen von einem jungen Ratta, welcher im Besitze des Quartiermeisters einer französischen Korvette sich befand und seinem Herrn in so hohem Grade zugethan war, daß er ihn unter allem Schiffsvolk und den Reisenden sofort erkannte. Das Thierchen spielte gern mit den Schiffsjungen, mit einem Hunde,



Halbmaki (*Hapalemur griseus*). $\frac{1}{4}$ natürl. Größe.

welcher sich an Bord befand, hätschelte in einer ganz eigenthümlichen Weise den kleinen Affen eines Matrosen, als ob dieser sein Kind gewesen wäre, vergnügte sich zuweilen aber auch, die Hühner, welche in die Nähe seines Käfigs kamen, am Schwanz zu zerren, bis sie schrienen, und saß manchmal mit ausgestreckten Armen regungslos auf einer und derselben Stelle, die Augen auf die aufgehende Sonne geheftet. Ich habe nur ein einziges Mal gefangene Rakenmaki's gesehen, nicht aber Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, und bin daher nicht im Stande, Pollen's Angaben irgend etwas hinzuzufügen.

Die Halbmaki's (*Hapalemur*) unterscheiden sich von den bisher genannten durch ihren schlanken, marderartigen Leib mit ziemlich kurzen, unter sich nicht wesentlich verschiedenen Gliedmaßen und fast leibslangem Schwanz. Der Kopf ist rund und spitzsnäuzig, hat kleine Augen

und breite, aber sehr kurze, fast ganz im Pelze versteckte, innen und außen dicht behaarte Ohren. Hände und Füße haben schlanke Finger und Zehen, kurze Daumen und mäßig lange Daumenzehen. Das Gebiß besteht wie bei den Makis aus 36 Zähnen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die beiden oberen inneren Schneidezähne vor den äußeren stehen.

Der wollige Pelz der einzigen bis jetzt bekannten Art der Sippe (*Hapalemur griseus*, *Lemur griseus*, *Hapalemur olivaceus*) hat olivenbräunliche Färbung, welche bei einzelnen Stücken ins Silbliche, bei anderen ins Rothe übergeht und an den Kopfseiten gewöhnlich am lebhaftesten zu sein pflegt; die Unterseite ist grauer als die Oberseite, der Bauch rostfahl, der Schwanz fahlgrau, der Augenstern braun. Hand- und Fußrücken sind bis zu den Nägeln herab mit spärlichen Haaren besetzt. Die Länge beträgt 60 bis 65 Centim., wovon 35 auf den Schwanz fallen.

Der Halbmaki, von den Malgasesen des Nordwestens der Insel Bombokul genannt, bewohnt vorzugsweise Bambuswäldungen. In solchen fand ihn Pollen einige Tagereisen von der Küste an den Ufern des Ambassuanafusses. „Die Eingeborenen“, so berichtet er, „hatten mir so oft von dem Thiere erzählt, daß ich es mir nicht versagen konnte, jene Wäldungen zu besuchen, um es selbst zu beobachten. Als ich meine Absicht den Führern kund gab, machten sie tausend Schwierigkeiten, behaupteten, daß es für einen Weißen gefährlich wäre, in den Bambuswäldungen zu jagen, welche seine Kleider bei jedem Schritte zerrissen und seine Glieder verwundeten, daß die Aufenthaltsorte der Thiere zu entfernt seien, ich unterwegs krank werden könne u. c., und es gelang mir erst, nachdem ich verschiedene kleine Geschenke gespendet hatte, sie zu überreden. Nach einem sehr beschwerlichen Wege von mehreren Stunden kamen wir zu einem dichten Bambuswalde, in welchem es mir glückte, mehrere dieser Thiere zu erlegen. Die Jagd ist aber in der That außerordentlich schwierig. Man ist genöthigt, der Länge nach auf dem Boden fortzukriechen und wird von den schneidigen Bambusblättern ununterbrochen verwundet.“

Während des Tages schläft der Bombokul auf den höchsten Bambusstengeln mit gekrümmtem Rücken, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen und den Schwanz über den Rücken gelegt. Obgleich er eine vollkommen nächtliche Lebensweise führt, nimmt er doch bei Tage seine Feinde wahr und es gelingt ihm sehr oft, dem Jäger zu entkommen. Seine Nahrung besteht in Bambusblättern; wenigstens fand ich seinen Magen mit diesem Stoffe vollgefüllt. Während des Tages faul und träge, entfaltet er des Nachts eine unglaubliche Thätigkeit und Behendigkeit. Seine Stimme besteht in einem schwachen, an das des Schweines erinnernden aber viel weniger lauten Grunzen. Wie es scheint, bringt er seine Jungen im Monate December oder Januar zur Welt. Ich habe eines dieser Thiere mehrere Monate in Gefangenschaft gehalten, mit Bananen, Mangos und gekochtem Reis ernährt, dabei aber gefunden, daß er den letzteren bloß bei dem größten Hunger annahm. Mein Gefangener hatte die üble Angewohnheit, sich seinen Schwanz zu benagen, wie dies gefangene Affen zuweilen zu thun pflegen. Wenn man ihm den Finger zeigte, gerieth er in Wuth, zeigte seine Zähne und ließ ein oft wiederholtes Grunzen vernehmen.“

*

Die nächstverwandte Sippe wird gebildet durch die Katzenmakis (*Chirogaleus*), Halbaffen, welche im wesentlichen denselben Leibesbau wie die Halbmakis haben und mit den nächstfolgenden Sippen Uebergangsglieder von den echten Makis zu den Galagos zu bilden scheinen. Der schlanke Leib hat einen kleinen, gestreckten, ziemlich spitzschnäuzigen Kopf, kurze Vorder-, mittel-lange Hinterglieder und einen mehr als leibeslangen Schwanz. Die Augen sind mittelgroß, die mäßig großen Ohren ganz nackt. Der weiße Pelz, welcher Gesicht und Hände spärlich besetzt, am Schwanz dagegen sich sehr entwickelt, ist etwas wollig. Die oberen Schneidezähne sind durch eine Lücke getrennt, stehen aber in einer Reihe; die übrigen Zähne bieten nichts besonders Auffallendes.

Der bekannteste Vertreter der Sippe, von den Eingeborenen *Waluh* genannt (*Chirogaleus furcifer*, *Lepilemur*, *Microcebus furcifer*), kommt dem Halbmaki an Größe ungefähr

gleich: seine Gesamtlänge beträgt 65 bis 70, die Schwanzlänge 33 bis 40 Centim. Ein hellbräunliches Fahlgrau ist die vorherrschende Färbung der Oberseite, ein scharf abgechnittenes Lichtfahlgrau die der Unterseite; die Kopf- und Halsseiten spielen ins Röthliche; ein auf den Wangen beginnender, die Augen einschließender, auf der Stirnmitte eine Blässe freilassender, auf dem Oberkopfe sich vereinigender und von hier aus über den Nacken und die Rückenmitte bis gegen den Schwanz hin verlaufender Streifen ist schwarz, letzterer an der Wurzel grau, gegen die Spitze hin schwarz; das Auge hat schwarze Iris.



Rakenmaki (*Chirogaleus furcifer*). $\frac{1}{4}$ natürl. Größe.

Der Rakenmaki findet sich, laut Pollen, sehr häufig in den Waldungen der Westseite Madagaskars, scheint aber auch hier und da in den östlichen Gebieten vorzukommen. „Erst mit Einbruch der Nacht verläßt er sein Versteck, in welchem er den Tag verschlafen hat. Zu solchen Versteckplätzen wählt er am liebsten Baumhöhlen mit zwei Oeffnungen, manchmal auch solche, welche gleichzeitig von Bienen bewohnt werden, in welchem Falle er sein Nest durch einen Haufen von Stroh und trockenen Blättern gegen die Kerbthiere abschließt. Die Eingeborenen glauben, daß er deshalb mit Vorliebe die Gesellschaft der Bienen aufsuche, weil er ein leidenschaftlicher Freund des Honigs sei. Ich beobachtete diese niedlichen Halbaffen während der Nacht. Sie sind viel munterer und behender als die Makis und machen außerordentlich weite Sätze. Das Geschrei,

welches sie während ihres Wachseins fast ununterbrochen vernehmen lassen, klingt scharf, wie „Kakakakaka“, dem trompetenartigen Geschmetter der Perlhühner einigermaßen ähnlich.“

Die Jagd der Waluvy ist außerordentlich schwierig und anstrengend. Pollen erzählt sehr weitläufig, wie er, von einem unlustigen Malgaschen begleitet, eines Abends bei hellem Mondescheine in das Innere eines von giftig stechenden Mücken erfüllten Waldes sich begeben, dort, auf einer Blöße aufgestellt, eine Stunde lang vergeblich gewartet und endlich das Geschrei des Thieres unmittelbar über seinem Kopfe gehört, den Schreier selbst jedoch erst nach längerem Suchen wahrgenommen habe, worauf es ihm gelang, durch einen nach der Gegend hin gerichteten Schuß den Ragenmati zu erlegen, beschreibt damit eigentlich aber nur die Jagd aller auf Bäumen lebenden Nachtthiere, deren Pelzfärbung mit den Nesten trefflich übereinstimmt. Ueber das Gefangenleben theilt unser Forscher nichts mit, und ich vermag deshalb nicht zu sagen, ob es sich in irgend welcher Hinsicht von dem verwandter Arten unterscheidet.

*

Während die Mati's sammt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) hauptsächlich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Sie sind die Faulthiere innerhalb ihrer Ordnung, werden auch geradezu Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schwächlichem, schwanzlosem Leibe, großem, rundlichem Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger als das vordere ist. Die Schnauze ist spitz, aber kurz; die sehr großen Augen stehen sich nahe; die Ohren sind mittelgroß und behaart. An den Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Krallen versehen. Das Weibchen besitzt nur zwei Brustdrüsen, aber jede derselben enthält zwei Zitzen. Im Gebiß fällt der erste obere Schneidezahn durch seine Größe auf, während der zweite gänzlich verkümmert; die sechs unteren Schneidezähne stehen wagerecht und sind unter sich von verschiedener, von innen nach außen zunehmender Breite, die Eckzähne dick, gekrümmt, aber spitzig, die beiden Rückzähne stark und einhöckerig, die Backenzähne vierhöckerig. Die Wirbelsäule besteht außer den Halswirbeln aus 15 bis 16 rippentragenden, 8 bis 9 rippentlosen, 2 bis 5 Kreuz- und 8 bis 9 Schwanzwirbeln. Sehr eigenthümlich ist die büschelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüsselbeinischlagadern: beide zertheilen sich in so viele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden sind. Dies erscheint — abgesehen von seiner Absonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei den Faulthieren die betreffenden Schlagadern eine ganz ähnliche Verästelung zeigen.

Die wenigen Arten dieser Sippe bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vetter in Südasien, jedoch nur hinsichtlich ihrer Gestalt, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.

Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Sippe ist der Schlanflori (*Stenops gracilis*, *Loris*, *Arachnocebus gracilis*, *Loris ceylanicus*), ein Thierchen, kaum so groß wie ein Eichhörnchen — nur 25 Centim. lang! — mit schwächlichem Leibe, großäugigem und spitzschnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, plüschähnlichem Pelze, dessen Färbung oben röthlichfahlgrau und gelblichbraun, auf der Unterseite aber graulich oder blaßgelblich ist. Rund um die nußbraunen Augen herum dunkelt das Fell und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab.

Das allerliebste Geschöpf, von den Eingeborenen *Teivangu* genannt, bewohnt die Wälder Ceilons. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorscheine. In seinem Freileben wurde es noch von Niemandem beobachtet; ob schon seit langer Zeit Berichte über dasselbe vorliegen.

Thévenot ist der Erste, welcher von Schlanfloris spricht. Er sah (gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts) einige von ihnen in Aurengabad, der Hauptstadt von Balagate, im Reiche

des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil sie sich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, stellten sie sich auf die Hinterbeine, umarmten einander öfters und sahen die Leute dabei fest an. Ihr Herr nannte sie „wilde Menschen“.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Teivangu und gibt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceilons“, bemerkt aber, daß er diesen Namen ganz unerdient trage, weil er — wie auch sein schlanker Bau schon beweisen müsse — weder faul noch langsam, sondern im Gegentheile sehr flink im Gehen und äußerst gewandt und hurtig im Klettern sei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koste und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieses sei dem Männchen gegenüber sehr artig. Die Zahl der Jungen soll zuweilen vier betragen.

Diese beiden alten Mittheilungen sind eigentlich die ausführlichsten, welche uns über den



Schlanflori (*Stenops gracilis*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

Schlanflori geworden sind; in der Neuzeit hat meines Wissens nur Tennent in seinem Werke über Ceilon des Thierchens Erwähnung gethan. „Es gibt“, sagt er, „zwei Spielarten des Schlanflori auf der Insel; eine, deren Fell braun ist, und eine andere, größere, mit schwarzem Pelze. Ich erhielt einen lebenden Teivangu oder „Dünnleib“ aus Chillav von der Westküste. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzentheile, besonders gern aber auch Ameisen und überhaupt Kerbtbiere. Auf Milch und Geflügelfleisch war er äußerst begierig. Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborene haben mir versichert, daß er nachts sogar Pfauen überfällt, abwürgt und sich dann an dem Gehirne seiner Beute erlabt.

„Mein Gefangener schlief den ganzen Tag in der sonderbaren Stellung, welche ich hier dargestellt habe; er faßte dabei seine Stange mit allen Händen, krümmte sich zu einem weichbehaarten Ball zusammen und verbarg seinen Kopf tief zwischen seinen Beinen.

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerksamkeit der Eingeborenen erregt. Sie fangen den Teivangu seiner Augen wegen, aus denen sie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geschöpf ans Feuer, bis die Augäpfel bersten!“

Zu meiner größten Ueberraschung und Freude fand ich einen lebenden Schlanlori im Besitze eines Thierschauftellers. Das zarte Wesen war vor vier Jahren mit drei anderen nach Europa gelangt und von einem unserer ersten Großhändler an jenen Mann verkauft worden, hatte also nicht allein die Reise nach Europa, sondern auch die Gefangenschaft in dem kälteren Lande vortreflich ausgehalten. Ich erwarb das Thierchen, um es nach dem Leben zeichnen zu lassen und beobachten zu können, für theures Geld und ließ ihm eine sorgfame Pflege zu theil werden.



Schlanlori im Erwachen und im Schlafe.

Ueber Tages liegt oder richtiger hängt der Schlanlori in der von Tennent recht gut wiedergegebenen Stellung an einer Sprosse seines Käfigs und schläft, ohne sich durch die Außenwelt und ihr Treiben im geringsten stören zu lassen; nach Eintritt der Dämmerung entballt er sich, reckt und streckt, noch etwas schlaftrunken, die langen schlanken Glieder und schreitet nun langsam und unhörbar auf der Sitzstange seines Käfigs hin und her oder an dem Sprossenwerke des Gebauers auf und nieder. Auf einer Stange oder einem Zweige bewegt er sich mit bemerkenswerthem Geschick, gleichviel ob er oben oder unten an dem Aste hängt, versichert sich jedoch bei jedem Schritte, den er thut, eines neuen Haltes, spreizt deshalb die Beine oft über alles für möglich gehaltene Maß und greift mit ihnen, wie mit den Armen, tastend weit in die Luft, wenn es sich darum handelt, von einem Aste auf den anderen überzugehen. Findet er nicht gleich einen Halt, so bewegt er Arm und Hand zitternd, als fühle er sich in Gefahr oder doch Verlegenheit. Er hat ein ungemein feines Gefühl in den Händen und Füßen, welche er in annähernd gleicher Weise gebraucht, die Hände selbstverständlich bevorzugend. Ehe er irgendwo sich festhält, prüft er tastend den Gegenstand. Einen Ast umklammert er mit dem den übrigen Fingern gegenüberstehenden Daumen und ebenso mit den Zehen und der Daumenzeh und legt die verbreiterten Fingerpolster

so fest auf, daß sie anzukleben scheinen und die mittleren Fingerglieder gleichsam nach innen sich biegen. Auf flachem Boden tastet er vor jedem Schritte umher, als suche er einen zum Anklammern geeigneten Gegenstand, stellt hierauf die bis zum äußersten gespreizten Vorder- und Hinterglieder fest und schiebt endlich, mit im Knie hochgekrümmten Beinen ungemein langsam kriechend, sich vorwärts, so wie eine Kröte dahin humpelt, nur daß diese nicht allein verhältnismäßig, sondern unbedingt schneller ihren Weg zurücklegt. Jeder Halt, jede Erhabenheit des Bodens ist ihm willkommen, und er klammert sich dann sofort mit Händen und Füßen an, scheinbar ängstlich hoffend, die ihm heimische Höhe und das Gezweige wieder zu gewinnen. Der beweglichste Theil seines Leibes ist der Kopf, welchen er jählings und blitzschnell zu drehen und zu wenden versteht, während er mit Hand und Arm nur selten eine ähnlich rasche Bewegung ausführt. Seine Augen leuchten im Halbdunkel buchstäblich wie feurige Kohlen und machen, da sie sehr nahe zusammenstehen und bloß durch eine weiße Bläse getrennt werden, einen höchst eigenthümlichen Eindruck. Die Ohren werden etwas vom Kopfe ab getragen, die Muscheln voll entfaltet.

Gereizt, läßt der Schlanklori ein scharfes Schnarchen hören, welches am meisten an die Stimmlaute des Hamsters erinnert, jedoch viel schwächer ist. Damit pflügt er seinen höchsten Zorn kundzugeben. Seine Erregbarkeit scheint übrigens ziemlich gering zu sein; denn es hält schwer, ihn aus seiner Ruhe und Gleichmüthigkeit zu bringen. Menschen oder Thiere, welche außerhalb seines Käfigs sich bewegen und sonstwie zu schaffen machen, beachtet er kaum; Hunde glockt er wie ihm vollständig fremde Wesen an. Auch wenn man die Hand in seinen Käfig bringt, läßt er kaum in seinen Bewegungen sich stören und erst, wenn man ihn berührt, jenes Schnarchen vernehmen, versucht dann wohl auch, zu beißen. Ein leichtes Streicheln scheint ihm zu behagen; krabbelt man ihn sanft am Kopfe, so schließt er die Augen.

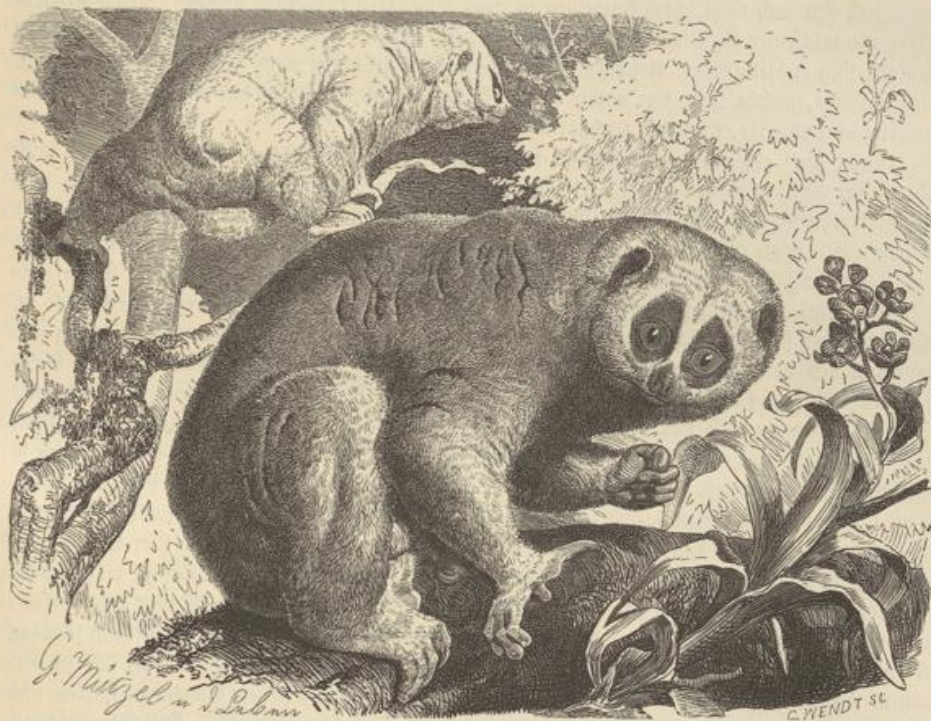
Seine Hauptnahrung besteht in eingeweichtem Milchbrod. Obst verschmäht er fast gänzlich, Fleisch und Eier ebenso; auch an lebenden Vögeln hat er bis jetzt sich nicht vergreifen wollen. Dagegen frißt er Kerbthiere, zumal Mehlwürmer, ungemein gern, ist jedoch zu ungeschickt oder zu träge, solche selbst sich zu nehmen, und greift bloß dann mit dem Maule zu, wenn sein Wärter ihm den Lederbissen mundgerecht vorhält. Wahrscheinlich ist seine Gleichgültigkeit gegen Geflügel und dessen Fleisch einzig und allein Entwöhnung in Folge seiner langen Gefangenschaft; Tennent's Beobachtungen bestehen also, ungeachtet der meinigen, jedenfalls noch zu Recht.

Der Plumplori (*Stenops tardigradus*, *Nycticebus*, *Bradylemur tardigradus*, *Lori*, *Nycticebus bengalensis*) ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist als sein schlanker Vetter. So viel man weiß, bewohnt das Thier die Waldungen des indischen Festlandes und die Sundainseln, wenigstens Sumatra. In Ostindien heißt er *Tonger* oder *Schläfer*, und *Levang* oder *Schleicher*; unter den Hindus *Lajja-Banar* und auf Sumatra *Bru-Samundi*. Er ist größer und untersehter gebaut als sein Verwandter; seine Leibeslänge beträgt reichlich 35 Centim.

Der plumpe Lori, ein überall seltener Bewohner der einsamsten Wälder seiner Heimat, lebt in Familien zusammen, welche den Tag in Baumhöhlen verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nummehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Thier von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es sehr oft zahm gehalten, auch wiederholt lebend nach Europa gebracht. *Observille*, *Seba* und *Jones* haben das Beste über sein Leben berichtet. Der *Levang* verdient seinen Namen. Er schleicht so langsam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als vier Klaftern zurücklegt. Höchst selten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, sonst immer nur auf allen Vieren. Das Klettern versteht er besser; seine Trägheit ist aber auch hierbei sehr auffallend. Gegen das Tageslicht scheint er äußerst empfindlich zu sein; nachts aber sieht er vortreflich, und die bei Tage glanzlosen Augen leuchten dann. Sein Gehör ist so fein, daß er, auch wenn er schläft, augenblicklich das Geräusch eines sich ihm nähernden Kerb-

thieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerse und kleine Vögel versteht er meisterhaft zu beschleichen und mit einem einzigen, blitzschnellen Griffe zu erhaschen. Seine gewöhnliche Stimme besteht in einem sanften Pfeifen, welches abändert, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungebuld ausdrücken soll; im Zorne läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Bei den Eingeborenen Javas steht der „Mu la“ (das Gesicht), wie sie den Plumpkori nennen, in sehr schlechtem Rufe. Seine Anwesenheit, so glaubt man, bringt Gefahr, Krankheit, Tod oder sonstiges Unglück, und deshalb meidet jeder das Thier, so viel er kann. „Als ich einen solchen Gast in meinem Hause unterbrachte“, schreibt mir H a p k a r l, dem ich vorstehende Angaben verdanke,



Plumpkori (*Stenops tardigradus*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

„wurde ich allgemein gewarnt und mir verschiedenartige Gefahren in Aussicht gestellt. Ich hielt auch meinen Lori nicht lange am Leben; wahrscheinlich wurde er von Inländern, nämlich meiner Hausbedienung, welche sich entsetzlich vor ihm fürchteten, und denen der widerliche Geruch überaus unangenehm war, durch ein oder das andere Mittel getödtet.

„Gefangene Levangs sind still, geduldig und schwermüthig. Sie ruhen den ganzen Tag über in kauender Stellung und stützen den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Stricke angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit nach seinem Wärter; einige kleine Züchtigungen reichten jedoch hin, solche Ausbrüche seines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn streichelte, nahm er die ihn lieblosende Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen seinen Pfleger. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerst riß er sich die Augen, wie ein schlaftrunkener Mensch; dann sah er sich um und begann umherzustrifeln. Er wanderte dabei auch geschickt auf Seilen umher, welche man für ihn ausgespannt hatte. Früchte und Milch genoß er sehr gern; besonders lüftern aber war er nur nach

Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm solches Wildpret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durchmessend, gerade so, wie Jemand, welcher auf den Behen geht, um einen Anderen zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blyhschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken.“

Ein anderer Lori dieser Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erst abends gegen neun Uhr aus seinem Schlummer auf und bewegte sich dann äußerst langsam und gleichförmig, ließ sich auch nicht durch Antreiben zu einer schnelleren Bewegung bringen. Beim Klettern ließ er niemals einen Fuß los, bevor er sich mit dem anderen wieder fest versichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geschick; außerdem fraß er gekochten Reis, Brod, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie Ai, ai; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

Jones hielt einen Tevang während seines Aufenthaltes in Indien. Dieser war sehr sanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber sein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Sie verstimte ihn sichtlich und machte ihn bei der unbedeutendsten Veranlassung zornig. Während der heißen Zeit zeigte er sich sehr dankbar, wenn er gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, sobald man ihn überhaupt störte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel er in Schlaf und rollte sich dabei wie ein Zigel zusammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte er, leckte und putzte sich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühstück, schlummerte noch ein wenig und ermunterte erst dann sich vollständig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die süßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Obgleich nicht gefräßig, konnte er doch gar nicht genug Heuschrecken oder andere Kerfe bekommen, und stellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit, während der ganzen Nacht nach. Wenn ein Kerbthier in seiner Nähe sich niederließ, heftete er seine leuchtenden Augen fest auf dasselbe, zog sich dann etwas zurück, sprang plötzlich schnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte er seine Speise nur mit einer Hand zum Munde; sonst aber brauchte er seine vier Hände ohne Bevorzugung des vorderen Paares. Oft hielt er mit einer Hand sich oben am Käfige, während die drei anderen sich unten etwas zu thun machten; am liebsten aber hing er sich, den Leib verkehrt nach unten gerichtet, mit Händen und Füßen an das obere Gitter seines Gefängnisses und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als versuche er, die ihm fehlende Bewegung sich zu verschaffen. Gegen Tagesanbruch schien er am geneigtesten zu sein, mit seinem Wärter zu spielen, und wenn ihm dieser dann seinen Finger gab, leckte und saugte er recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, er wurde ruhiger und bereitete sich nun zu seinem zehn- bis zwölfstündigen Schlafe vor. Eines Tages fand man ihn todt in seiner gewöhnlichen Stellung.

Die größte Unannehmlichkeit, welche das schmucke Thierchen in der Gefangenschaft verursacht, ist der von ihm ausgehende widerliche Geruch: man vergißt dies aber gern über die Freude, welche das so seltene und zarte Geschöpf seinem Herrn bereitet.

Ich habe bis jezt nur zwei lebende Plumploris gesehen und beobachtet, den ersten im Thiergarten zu Amsterdam, und zwar nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich, als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er von Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Thieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidarrufendes“, wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten Tevang sagt. Unser Amsterdamer Gefangener saugte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies

geschah in einer Weise, welche mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey schon vor dreißig Jahren gab, sehr überraschte. Seine großen Augen starr auf uns geheftet, ging er äußerst langsam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der senkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert also von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Gesichte. Dies thut meines Wissens kein anderes Thier! In einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr regungslos in seiner Stellung, daß er dem Zeichner seine Arbeit sehr erleichterte.

Einen zweiten Plumpfiori pflege ich selbst seit geraumer Zeit. Er ist ein verhältnismäßig gutmüthiges, richtiger wohl ein leidlich gezähmtes Geschöpf und läßt sich mühelos behandeln. Doch liebt auch er Verührungen unsanfter Art durchaus nicht und wehrt sich mit einem absonderlichen Geschrei, einem nicht gerade lauten, ob schon scharfen „Kelekele“, zuweilen auch mit Beißen dagegen. Wenn er das letztere thut, geschieht es mit solchem Nachdrucke, daß regelmäßig Blut fließt: seinem Wärter biß er einmal den Nagel des Daumens durch. Ueber Tages ruht er in einer ganz ähnlichen Stellung wie sein Verwandter, zum Ball zusammen gerollt, den Kopf tief hernieder gebeugt und zwischen den Schenkeln versteckt, mit Händen und Füßen an einem senkrechten oder wagerechten Zweige sich anhaltend. Nachdem er in einen größeren Käfig mit von unten her geheiztem Fußboden gebracht worden war, verließ er die Sitzstangen, um der ihm wohlthuenden Wärme nachzugehen, grub sich in das auf dem Boden liegende Heu ein und legte sich hier, zusammengerollt wie immer, aber halb zur Seite geneigt, nieder. Während er schläft, athmet er ruhig und tief, etwa zweiundzwanzig Mal in der Minute. Was um ihn her vorgeht, kümmert ihn nicht; Anrufe lassen ihn gleichgültig; bei wiederholter Verührung aber wacht er auf, öffnet die Augen und starrt schlaftrunken ins Weite.

Nach reichlich zwölfstündigem Schlafe ermuntert er sich, klettert gemächlich auf eine seiner Sitzstangen, klammert hier mit den dicht behaarten, breiten, zangenartigen Füßen sich fest und beginnt mit Händen und Zunge sein plüschähnliches Fell zu säubern und zu glätten. Dabei dreht und wendet er sich mit unvermutheter Gelenkigkeit, so daß er alle Theile seines Pelzes erreichen und in Ordnung bringen kann. Im Sitzen nimmt er nicht selten eine Stellung an, welche kaum von einem Klammeraffen nachgeahmt werden möchte, indem er mit den Schenkeln auf einer Sitzstange sich niederläßt, mit den Händen an einer benachbarten sich festhält, die Beine über die Arme westreckt und die Füße über diesen zusammenschlägt. Außerdem hocht er nach Affenart auf dem Gesäß, doch nie, ohne mit den Klammerfüßen an einem Zweige sich zu befestigen. Beim Gehen auf wagerechten Nesten steht er hinten viel höher als vorn. Sein Gang im Gezweige entspricht den Angaben Observille's durchaus nicht, ist im Gegentheile sehr leicht und gewandt, fördert auch weit rascher, als jener Beobachter behauptet. Zwar thut der Plumpfiori keinen Schritt, ohne gewiß zu sein, beim nächsten wieder einen sicheren Anhalt zu haben, umklammert auch bei jedesmaligem Aufsteigen den Ast fest und bestimmt; der Wechsel der Schritte geschieht jedoch so rasch und gleichmäßig wie bei vielen Tagaffen. Daumen und Daumenzehen setzt er beim Gehen ebenso oft vor als rückwärts, dreht auch wohl gleichzeitig das eine Glied nach vorn, das andere nach hinten.



Rückwärts Kletternder Plumpfiori.

Gleich seinem Verwandten spreizt er seine Beine zuweilen ungemein weit aus, so, wie es unser Künstler an der Figur im Hintergrunde des Bildes getreulich darge stellt hat. Auf dem Boden bewegt er sich ebenfalls schwerfällig weiter; so unbeholfen und täppisch wie sein Verwandter aber ist er nicht.

Nach geschehener Reinigung des Felles denkt er zunächst ans Fressen. Mit Auge und Nase untersucht er den Raum des Käfigs, geht sodann auf den Futternapf zu, ergreift mit der Hand einen Brocken seiner Nahrung und führt ihn zum Munde, nach und nach in kleineren Bissen ihn verzehrend. In der Auswahl seiner Nahrung gibt er sich als Raubthier, nicht als Pflanzenfresser zu erkennen. Er nimmt eingeweichtes Milchbrod, weil er an dasselbe gewöhnt worden ist, lieber als Milchreis oder als Früchte verschiedener Art, zieht jedoch Kerze und Kleingethier höherer Klassen jeder anderen Speise vor. Mehlwürmer frißt er duzendweise; kleine lebende Vögel erregen sofort seine Aufmerksamkeit und Mordlust. Doch zeigt er, wenn er einen lebenden Vogel innerhalb seines Käfigs entdeckt hat, keineswegs besondere Gier, läßt sich auch nicht aus dem gewohnten Geleise bringen. Achtsam jede Regung des Opfers verfolgend, setzt er sich endlich in Bewegung, schreitet, nicht schneller als sonst, auf dasselbe los, nähert sich mehr und mehr, greift blitzschnell zu, packt mit sicherem Griffe die Beute und führt sie ebenso ruhig und bedächtig wie einen sonstigen Brocken dem Maule zu, um ihr zunächst mit kräftigem Bisse die Hirnschale zu zertrümmern, und frißt hierauf gemächlich, ohne mit Klappen sich aufzuhalten, erst das Hirn, sodann das Fleisch, alle Federn mit den Lippen abstreifend und liegen lassend.

Den in einem anderen Käfige eingesperrten Schlangkori betrachtete er, als er zum ersten Male in seine Nähe gebracht wurde, mit ersichtlicher Theilnahme, ohne jedoch einen Versuch zu weiterer Annäherung zu machen; später ließ ihn der Verwandte ebenso gleichgültig wie jedes andere Thier, mit Ausnahme eines ihm zur Nahrung geeignet erscheinenden natürlich. Sein Verstand ist, wie aus allen bisher mit ihm angestellten Versuchen hervorzugehen scheint, höchst gering, seine Theilnahmlosigkeit gegen die Außenwelt dafür um so größer; denn sein Gedankengang bewegt sich ersichtlich in einem sehr beschränkten Gebiete. Ob er geistig höher steht als ein Galago, dürfte fraglich sein, unter den Lemuren steht er gewiß.

*

An die Loris schließen zwei afrikanische Halbaffen mit verkümmerten Schwänzen sich an, welche äußerlich zwar in hohem Grade sich ähneln, durch Verschiedenheit der Handbildung und Schwanzlänge sowie des Gebisses aber sich unterscheiden und deshalb als Vertreter zweier Sippen betrachtet werden.

Der Potto (*Perodicticus Potto*, *Nycticebus P.*, *Potto* Geoffroy, *P. Bosmani*) hat schlanken Leib, rundlichen Kopf, mit vorspringender Schnauze, mittelgroßen Augen und kleinen häutigen Ohren, fast gleichlange Arme und Beine, mit großen Händen und Füßen, verkümmerten, aber noch deutlich erkennbaren, nagellosen Zeigefinger und, mit Ausnahme der großen, krummen, flachen, aufrecht gestellten Krallen der zweiten Zehe, platte Nägel sowie einen kurzen Schwanz. Sein Gebiß besteht aus zwei Schneide-, einem Eck-, drei Lück- und drei Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, im ganzen also aus sechsunddreißig Zähnen; die unteren Schneidezähne sind vorgeneigt, die oberen vorderen Backenzähne vierhöckerig, während der letzte nur zwei Spitzen, der letzte Unterbackenzahn dagegen fünf Höcker zeigt. Von den Wirbeln tragen 14 oder 15 Rippen, 7 oder 8 bilden den Lendentheil der Wirbelsäule. Der kurzwollige Pelz ist oben röthlich-graufahl, schwarz gemischt, auf Kopf, Armen und Beinen röthlicher, in der Schultergegend fahl-mäusegrau, auf der Unter- und Innenseite noch lichter, hellfahlgrau, am Schwanz graulichrost-roth, das Haar mit schwarzer brauner Spitze; die einzelnen Haare der Oberseite haben an der Wurzel grauliche, in der Mitte mäusefahlgraue, gegen die Spitze hin braune, an der Spitze schwarze oder hellfahlgraue Färbung. Die Gesamtlänge beträgt etwa 35 Centim., wovon der Schwanz 6 Centim. wegnimmt.

Der Bärenmaki (*Arctocebus calabarensis*, *Perodicticus calabarensis*) unterscheidet sich vom Potto äußerlich durch die größeren Augen und Ohren, den zu einer Warze verkümmerten Zeigefinger und den als kurzen Stummel kaum wahrnehmbaren Schwanz, im Gebiß, welches dieselbe Anzahl von Zähnen zusammensetzt, durch die letzten Backenzähne, da der obere drei, der untere fünf Spitzen hat. Von den Wirbeln tragen 15 Rippen, 7 bilden den Lendentheil. Ein dichtes und langes, wolliges, im Gesichte und auf dem Rücken der Hände und Füße spärlich



Bärenmaki (*Arctocebus calabarensis*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

stehendes und sich verkürzendes Haarleid von rostbräunlichgrauer, auf der Unter- und Innenseite licht graulicher, im Gesichte und auf Händen und Füßen dunkelbräunlicher Färbung bedeckt den Leib. Die Länge beträgt 25 bis 30 Centim.

Ueber die Lebensweise beider Thiere wissen wir noch überaus wenig, obgleich der Potto bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckt und der Bärenmaki oder Angwantibo der Eingeborenen im Jahre 1680 aufgefunden wurde, ersterer auch schon mehrmals lebend nach Europa und zwar in den Londoner Thiergarten gelangte. Bosman, der erste Entdecker, sagt vom Potto, er sei träge wie ein Faulthier, und werde von den Holländern in Guinea deshalb der Faullezer genannt; Boyle, welcher später ein Stück einsandte, gibt an, daß er zurückgezogen lebe, sich selten und nur bei Nacht zeige, Pflanzen und zwar hauptsächlich Cassava fresse und von den Ansiedlern Buschhund genannt werde. Neuere Angaben sind mir nicht bekannt geworden. Von den beiden

Gefangenen des Londoner Thiergartens theilte mir Sclater das Nachstehende mit: „Unsere Pottos kommen freiwillig niemals bei Tage zum Vorschein, erscheinen aber des Abends bei guter Zeit, zunächst um Futter zu nehmen, sind dann ungemein thätig und springen während der ganzen Nacht lebhaft auf den in ihren kleinen Käfigen befestigten Zweigen umher. Ihr Futter besteht aus reifen Früchten, Äpfeln, Birnen, Feigen, Bananen, Weintrauben und dergleichen; auch fressen sie gekochten Reis, durch Zucker versüßtes Milchbrod und ein wenig gekochtes Fleisch, welches ihnen in kleinen Stücken vorgelegt wird. Kleine Vögel, welche in ihren Käfig gesetzt werden, fangen sie sehr geschickt und zerreißen sie augenblicklich, scheinen auch höchlichst befriedigt zu sein, wenn man ihnen eine derartige Abwechslung ihres gewöhnlichen Futters bietet“.



Bildmafi (*Microcebus myoxaenus*). $\frac{1}{2}$ natürl. GröÙe.

Von Wagner und Anderen wurde die nun zu erwähnende Sippe der ersten Familie von den bisher genannten Halbaffen getrennt und in eine besondere Familie vereinigt, als deren Kennzeichen man die verhältnismäßig langen Fußwurzeln hervorhob. Auch zeigt das Aeußere der sogenannten LangfüÙer manches Eigenthümliche, da sie es sind, welche die Bilche oder SchlafmäÙe innerhalb ihrer Familie zu vertreten scheinen. Doch haben sie im wesentlichen so viel Aehnlichkeit mit den bereits beschriebenen Arten, daß sich nach Ansicht der neueren Thierkundigen gedachte Trennung nicht rechtfertigen läÙt.

Bei den Zwergmakis (*Microcebus*) sind die Augen mehr als die Ohren entwickelt. Der Leib ist gedrungen, der Kopf kurz, die Schnauze gerundet, der Schwanz etwas mehr als leibeslang, die Gliederung übrigens verhältnismäßig, da die Hinterglieder nicht wesentlich länger als die vorderen sind. Große Augen und mittelgroÙe, innen nackte, außen sehr fein und schwach behaarte

Ohren, ungemein zierliche Hände und Füße mit kurzen Fingern und Zehen, verhältnismäßig derben Daumen und Daumenzehen sowie ein zartes, weiches, zwischen wollig und seidig mitteninne stehendes Fell zeichnet die Thierchen äußerlich sonst noch aus. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem Kiefer und 6 Backenzähnen in der oberen, 5 in der unteren Kinnlade. Die oberen Schneidezähne haben eine breite, zweilappige Krone, die oberen Mahlzähne zwei äußere und einen Mittelhöcker. Die Wirbelsäule wird aus 23 rippentragenden, 7 rippenlosen, 3 Kreuz- und 28 Schwanzwirbeln zusammengesetzt.

Der Bilchmakis (*Microcebus myoxinus*), dessen Leibeslänge 14 bis 15 Centim. und dessen Schwanzlänge 16 bis 17 Centim. beträgt, einer der bekannteren Vertreter dieser Sippe, ist auf der Oberseite rostgelblichgrau mit goldigem Schimmer, auf der Unterseite weiß.

Auch dieser Lemur und seine ihm nahe stehenden Verwandten bewohnen Madagaskar; über ihre Lebensweise aber wissen wir bis jetzt noch außerordentlich wenig, wie sich dies in Anbetracht der geringen Größe und des nächtlichen Treibens zur Genüge erklärt. Ein von Pollen beschriebener Sippchaftsgenosse lebt in den undurchdringlichsten Waldungen der Insel, über Tags in einem von ihm selbst aus Stroh und dünnen Blättern zusammengebauten Neste von der Größe eines Eichhornhorstes sich verbergend, nachts nach Art der gesammten Verwandtschaft umherstreifend und seiner Nahrung nachgehend, welche wahrscheinlich mehr in Kerbtieren als in Früchten besteht. Hierauf beschränkt sich zur Zeit unsere Kenntnis.

Zu den uns am besten bekannten Halbaffen überhaupt gehören die Ohrenmakis oder Galagos, über deren Leben und Treiben schon ältere Reisende uns Kunde gegeben haben. Während bei den Zwergmakis der Sinn des Gesichtes obenan steht, überwiegt bei ihnen das Gehör, entsprechend den sehr großen häutigen Ohren, welche an die einzelner Fledermäuse erinnern. Der Leib der Galago's darf eher schwächlich als gedrungen genannt werden, sieht aber infolge der reichen Behaarung stärker aus als er ist; der verhältnismäßig große Kopf zeichnet sich außer den ungewöhnlich entwickelten, nackten Ohren, durch die einander genäherten großen Augen aus; Vorder- und Hinterglieder sind mittellang, Hände und Füße noch wohlgebildet, Zeigefinger und zweite Zehe, bei einzelnen auch Mittelfinger und mittlere Zehe mit krallenartigen, alle übrigen mit platten Nägeln versehen. Vier große, schlanke, meißelförmige, getrennt von einander stehende Schneidezähne in den oberen, 6 größere, breite und lange in den unteren Kiefern, ein langer glatter, außen gefurchter Eckzahn, 3 Lück- und 6 Backenzähne in den oberen und ein etwas kürzerer aber stärker gekrümmter Eckzahn, 2 Lück- und 3 Backenzähne in den unteren Kiefern bilden das Gebiß; 13 rippentragende, 6 rippenlose, 3 Kreuz- und 22 bis 27 Schwanzwirbel neben den Halswirbeln setzen die Wirbelsäule zusammen.

Alle Galagos, Bewohner Afrika's und seiner westlichen und östlichen Inseln, müssen, abweichend von den Makis, als Raubthiere angesehen werden, welche nur nebenbei Früchte genießen. Um sie zu schildern, will ich hier die Worte wiederholen, welche ich in Gemeinschaft mit Kersten nach dessen Angaben und eigenen Beobachtungen in dem von der Decken'schen Reiseberichte gebraucht habe. „Die Galagos sind Nachtthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne ist, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorübergeht, welche, schläferiger als die Schlafmäuse, während jeder Stunde in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen solchen aufzusuchen, durch das ängstliche Verbergen ihres Kopfes vor dem verhassten Sonnenlichte sich zu schützen, ja durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern sich bestreben. Werden sie durch irgend eine Ursache gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe erweckt, so starren sie anfangs wie träumend ins Weite, kommen allmählich aus ihrer Schlastrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen

sich dieselben Thiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Ohrenmaki, vielleicht in Folge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den über dem Kopfe zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohltschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, pukt und leckt sich, verläßt die Schlupföhle und beginnt nunmehr sein gespenstiges Treiben, bei Lichte betrachtet, ein Räuberleben im vollsten Sinne des Wortes, in welchem unerfättlicher Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Handthieren ungewöhnlichen Mordlust sich paart. Begabt wie irgend ein anderes Raubthier, fernsichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht eben verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinernd, die Unsehlbarkeit des Angriffs durch Dreistigkeit noch vermehrend, wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingethieres und unterscheidet sich hierdurch wesentlich von den meisten seiner Ordnungsverwandten."

In diesen Worten ist fast alles enthalten, was über das Freileben der Ohrenmaki's bis jetzt bekannt wurde; es dürfte auch nicht leicht sein, Ausführlicheres zu erfahren, da die Beobachtung des Treibens und Gebarens dieser Thiere während der Nachtzeit große Schwierigkeiten hat. So mangelt uns genaue Kunde über die Zeit und die Art und Weise der Fortpflanzung; denn nur das eine können wir sagen, daß die Ohrenaffen wie fast alle übrigen Handthiere ein einziges Junge zur Welt bringen. Auf Sansibar wird nicht selten ein gefangenes Galagoweibchen mit diesem einen Jungen zum Verkaufe ausgesetzt. Letzteres hängt, wie es bei Affen, Halbaffen und Fledermäusen die Regel, an der Brust und an dem Bauche der Mutter, mit seinen vier Händchen fest eingeklammert in das wollige Flies der Erzeugerin, so fest, daß diese mit ihm alle Bewegungen ausführen kann, und daß man es kaum von dem Leibe der Mutter zu trennen vermag.

Unter den wenigen bis jetzt entdeckten und unterschiedenen Arten der Ohrenmaki's, deren größter einem fast erwachsenen Kaninchen gleichkommt, während die kleinste Art eine mäßiggroße Maus kaum übertrifft, kennen wir seit Adanson's Zeiten den Galago (*Otolienus Galago*, *Lemur G.*, *O. senegalensis*, *O. Teng*, *Galago senegalensis*, *G. Moholi*, *G. Cuvieri*), ein zierliches Geschöpf von Eichhörnchengröße, nämlich 16 bis 20 Centim. Leibes- und 23 bis 25 Centim. Schwanzlänge. Sein kurzer, aber dichter und seideweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach rötlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen sowie am Bauche gelblichweiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwischen den Augen entspringende und bis an das Nasenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren sind fleischfarben, die Augen braun.

Ein großer Theil Afrika's ist die Heimat des Galago. Adanson entdeckte ihn in den Waldungen des Königreichs Galam am Senegal; spätere Reisende beobachteten ihn in Südafrika und in Sudahn. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur westlich von dem Weißen Nil und namentlich in Kordofan. Den Eingeborenen ist er unter dem Namen Tendj wohlbekannt; sie glauben, daß er ursprünglich ein Affe gewesen und nur wegen seiner Schlassucht so herabgekommen sei. Wir trafen den Tendj bloß in Mimosenwäldern an. Gewöhnlich war ein Pärchen beisammen. Die Thiere schliefen, auf dichten Nesten ganz nahe am Stamme sitzend, wurden aber augenblicklich munter, sobald sie unsere Fußtritte vernahmen. Wenn wir sie aufscheuchten, kletterten sie — bei Tage — rasch und gewandt an dem Geäste umher, ergriffen aber niemals die Flucht, sondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll sitzen und lauschten und spähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder. Durch die vielen scharfen Stacheln der Mimosen wußten sie sich sehr geschickt zu bewegen und verstanden es auch, weite Sätze von einem Baume zum anderen zu machen. Nachts sollen sie, wie man uns sagte, schnell aber lautlos ihrer Kerbthierjagd oder wenigstens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen sollen dann schimmern

„wie das brennende Feuer“. Man sagte, daß die Thiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja, bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Ast, auf welchem der Thendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.



Galago (Otolennus Galago). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

Der Kaufmann Bacle, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummitwäldern der südwestlichen Sahara gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummitiere“ und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber doch Kerbthiere jeder anderen Nahrung vor. Während der Ueberfahrt geriethen beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorübersummte; sie lauerten auf Küchenfliegen und schnappten sie schnell und sicher weg, sobald sie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte sie mit Eiern, gekochten Speisen und Milch, und sie befanden sich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten sie ebenso sehr an die Maxis wie an die Fledermäuse. Ihr Muthwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen setzten alle Reisende in Erstaunen; das merkwürdigste blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Diese konnten sie, wenn sie schlafen wollten, gänzlich verschließen. Zuerst runzeln und verkürzen sich die Ohren am Grunde, dann schlägt sich die Spitze derselben um und ein, so daß man von dem ganzen Ohre kaum noch etwas sehen kann. Beim geringsten Geräusche aber rollt sich die Ohrspitze wieder auf, und die ganze Muschel spannt und glättet sich. Genau in derselben Weise verfahren einige Fledermäuse, um ihren so überaus feinen Gehörsinn abzustumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig zu schlafen.

Der auf Sansibar lebende Ohrenmaki, welcher sich von dem des nahe gelegenen Festlandes zu unterscheiden scheint, der Komba der Suaheli (*Otolionus* [*Otolemur*] *agisymbanus*), übertrifft den Galago an Größe: seine Leibeslänge beträgt 20 bis 30, die Schwanzlänge 22 bis 25 Centim. Die vorherrschende Färbung des Felles ist gelblich- oder bräunlichgrau, da die Haare an der Wurzel aschgrau, an der Spitze braun aussehen. Auf der Schnauzen- und der Nasengegend sowie auf den Fingern und Zehen dunkelt die Farbe, auf Kinn und Wangen lichtet sie sich zu Grauweiß; auf Brust, Bauch und Innenseite der Glieder geht sie in ein helleres Grau über. Der an der Wurzel braunrothe Schwanz ist in der hinteren Hälfte schwarzbraun. Die großen, beinahe kahlen Ohren sehen aschgrau aus.

Auf Sansibar hat man, laut Kersten, ein sehr einfaches Mittel, sich des Komba zu bemächtigen; man fängt ihn, ohne eigentlich Jagd auf ihn zu machen: seine Leckerhaftigkeit wird ihm zum Verderben. Ungeachtet der Eier nach dem warmen Blute höherer Wirbelthiere nämlich, ist der Komba süßen Genüssen nicht abhold, ja im Gegentheil denselben in einer Weise zugethan, für welche es nur noch in der Lebensweise der Affen und einzelner Nagethiere anderweitige Belege gibt. „Wenn der Palmenwein abgeschöpft wird, stellt gar nicht selten unser Ohrenmaki als ungebeter Gast zu dem ihm in hohem Grade behagenden Schmause sich ein, schlürft von dem süßen Labetrunk und erprobt auch an sich die Wahrheit, daß zu viel des Geistes den Geist umnebelt. Denn nicht allein süß ist die wunderfame Flüssigkeit, welche dem Palmenhaupte entströmt, sondern auch berauschend, und zwar um so mehr, je länger sie mit der Luft in Berührung war. Der durstige Zecher in Lemurgestalt verliert die Besinnung, stürzt von der für ihn sicheren Höhe des Baumes herab auf den Boden und bleibt liegen, vom schweren Rausche bemeistert. Hier findet ihn am Morgen der Neger, welcher ausgesandt wurde, den ausgeflossenen Palmenwein zu sammeln, hebt den regungslosen Träumer vom Boden auf, birgt ihn zunächst in einem einfachen Käfige oder fesselt ihn mit einem um die Weichen geschlungenen Stricke, bringt ihn nach der Stadt und bietet ihn hier einem der auf solcherlei Thiere erpichten Europäer zum Kaufe an, nöthigenfalls ihn von einem Hause zum anderen oder selbst auf eines der im Hafen liegenden Schiffe tragend.

„Mit nicht geringer Verwunderung und entschiedenem Mißbehagen sieht sich das Kind des Waldes beim Erwachen im Käfige oder doch gefesselt, mindestens eingeschlossen im beengenden Raume. Für die Freundlichkeit, mit welcher der Pfleger ihm entgegenkommt, zeigt es nicht das geringste Verständnis, vielmehr nur Widerwillen, Unlust und Bosheit. Sein schwaches Gehirn vermag sich in die veränderten Umstände nicht so bald zu fügen; es vergilt die ihm gewährte Liebe mit Haß, thut, als ob es willentlich geschähe, regelmäßig das Gegentheil von dem, was sein Gebieter beabsichtigte, verschmäht Speise und Trank und regt sich nur, wenn es gilt, die Zähne zu zeigen.

„Mißmuthig entschließt sich zuletzt der mit den Sitten und Gewohnheiten des Komba nicht vertraute Europäer, das widerhaarige Geschöpf sich selbst zu überlassen, nachdem er ihm vorher im Käfige noch ein behagliches Lager zurecht gemacht, vielleicht hoffend, daß Schlaf und Ruhe den Gefangenen milder stimmen, ihn seinen Groll vergessen lassen werde. Beim Morgenbesuche, welchen der Gebieter seinem Pfleglinge macht, sieht er zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Thüre des behaglich eingerichteten Käfigs offen, das Lager leer, den Flüchtling aber im Innern des bisher zwei Feuerwebern zum Aufenthalte dienenden Gebäuers in sich selbst zusammengerollt liegen. Im ersten Augenblicke vermag er nicht zu begreifen, was den Komba bewogen haben kann, aus seinem geräumigen, wohnlich eingerichteten Hause zu enttrinnen, an der glatten Wand mit Mühe sich emporzuschwingen, in den engen, unbehaglichen Käfig einzuzwängen und zum Befreier der früheren Bewohner aufzuwerfen. Nachdem er sich aber vergeblich nach diesen umgeschaut, alle Winkel und Ecken des Raumes durchmustert und doch keines der rothen, lebendigen Flämmchen wahrgenommen hat, dämmert in ihm eine Ahnung der Wahrheit auf. Hastig nimmt er den Käfig mit dem Komba von der Wand herab, und auf dem Boden desselben liegen einige Ueberreste der

prächtigen Vögel. Ergrimmt greift er nach dem Raubmörder, um ihn zu züchtigen; der Komba aber, welchem jegliches Schuldbewußtsein fehlt, rächt mit einem wohlangebrachten Bisse die ihm zuge dachte Unbill und enthüllt somit seinem Pfleger eine diesem noch unbekannt Seite seines Wesens.

„Doch unser Halbaffe ist ein viel zu anziehendes Geschöpf, als daß der Zorn eines Thierfreundes lange andauern könnte. Der Verlust der Feuerweber wird verschmerzt, der Komba dafür gewonnen. Allgemach befreundet sich der Störrische mit seinem Wohlthäter. Als entschiedener Freund berauscher Getränke meidet er das Wasser, auch wenn man ihn in der Absicht, seinen Troß zu brechen, längere Zeit dürsten ließe. Das ihm endlich vorgelegte Schälchen Sorbet ist aber doch gar zu verlockend, als daß er es unberührt stehen lassen sollte. Bis auf die Reige schlürft er es, sein Behagen durch Laute bekundend, welche an das Schnurren der Kake erinnern, und dankbar gleichsam leckt er auch noch den mit der süßen Flüssigkeit befeuchteten Finger ab. Nachdem einmal das Eis gebrochen, hält es nicht schwer, ihn weiter zu zähmen. Bald nimmt er in Milch geweichtes Weißbrod zu sich; nach kurzer Zeit findet er bereits an gezuckertem Thee und Kaffee Gefallen; schließlich gewöhnt er sich so an diese Getränke, daß er nie verabsäumt, zur Theestunde freiwillig sich einzustellen. Bezüglich der festen Nahrung beharrt er treuer bei seinen alten Gewohnheiten; Fleisch bleibt unter allen Umständen seine Lieblingskost, obschon er sich herbeiläßt, an einer Banane zu knabbern, eine Mango auszufangen, eine ähnliche Frucht zu genießen. Doch geschieht dies vielleicht nur deshalb, weil die süße Frucht ihm so zu sagen mehr als geronnenes Getränk, denn als Nahrung vorkommen mag. Fleisch der verschiedensten Wirbelthiere, vor allem aber Kerfe bleiben seine Hauptnahrung, und erst nach längerer Gefangenschaft entschließt er sich, auch gekochtes Fleisch als genießbar zu betrachten.

„Im Verlaufe der Zeit vergilt er die ihm gewidmete Sorgfalt durch gute Dienste. In dem Raume, welcher einen Komba beherbergt, endet alle Gemüthlichkeit des Lebens einer Maus, in dem Zimmer oder auf dem Schiffe, welches er bewohnt, stellt er den so lästigen großen Schaben mit unermüdlichem Eifer nach. Unhörbar dahinschreitend naht er sich der von ihm erpähten Schabe, die spinnengleichen Finger weit gespreizt, greift plötzlich zu, zerdrückt in demselben Augenblicke die erpakte Beute und führt sie unmittelbar darauf, behaglich schmahend, zum Munde. Mit Vergnügen erinnern wir uns einer Beobachtung, welche wir während der langweiligen Seefahrt anstellten. Die Menge der unser Schiff bevölkernden Schaben machte es nothwendig, von Zeit zu Zeit unsere Kleiderkisten zu untersuchen. Der von den Schmarozern herrührende Gestank, welcher uns beim Oeffnen der Kiste entgegendrang, lockte unseren zahmen Ohrenmaki herbei. Troß der ihm ungelegenen Tageszeit musterte er mit großer Aufmerksamkeit den Inhalt der Kiste, bewies uns auch sehr bald, daß er sehr wohl wußte, warum er gekommen; denn er hatte jetzt vollauf zu thun, um das von uns aufgerührte, wimmelnde Heer zu Paaren zu treiben. Mit überraschender Geschicklichkeit fuhr er blitzschnell bald nach dieser bald nach jener Stelle, hier eine ausgebildete Schabe, dort eine Puppe ergreifend, und während er mit der einen Hand die eben gepackte am tauenden Munde festhielt, war die andere beschäftigt, neues Wild zu erjagen. So spähte, lauschte, schaffte und schmauste er, bis wir unsere Arbeit beendigt hatten.

„Ein wirklich gezähmter Komba ist weit liebenswürdiger und anmuthiger als ein Affe, Störung seines Tageschlafes berührt natürlich auch den frömmsten höchst unangenehm; abends hingegen, nachdem er sich vollständig ermuntert, beweist er seinem Gebieter eine große Anhänglichkeit und warme Zuneigung, obschon er hierin hinter seinen Ordnungsverwandten, den Makis, noch zurücksteht. Aber er gestattet, daß man ihn angreift, gibt sich mit Vergnügen den ihm erwie senen Schmeicheleien hin und denkt gar nicht mehr daran, von seinem scharfen Gebiß Gebrauch zu machen. Mit Seinesgleichen verträgt er sich von Anfang an vortreflich, auch an andere Haus thiere gewöhnt er sich. Wenn er erst gelernt hat, verschiedenlei Nahrung zu sich zu nehmen, hält es nicht schwer, ihn nach Europa zu bringen.“

Der größte bis jetzt bekannte Ohrenmafi, welchen wir Riesengalago nennen wollen (*Otolienus* [*Otolemur*] *crassicaudatus*), kommt einem Kaninchen an Leibesumfang beinahe gleich: seine Leibeslänge beträgt 30 bis 32, die Schwanzlänge 40 bis 42 Centimeter. Das dicke, wollige Fell, welches namentlich den Schwanz buschig bekleidet und nur auf dem Rücken der Hände und Füße sich verkürzt und anlegt, ist auf dem Oberkopfe rothbraun, auf dem Rücken graulich-rothfarben, auf der Unterseite grau oder gelblichweiß, auf dem Schwanze rostbräunlichroth, auf den Fingern und Zehen schwarzbraun, jedes einzelne Haar an der Wurzel blau- oder schwarzgrau, an der Spitze silbergrau, schwarz und braun geringelt oder auch ganz schwarz.



Stellungen des Riesengalago.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über einen ziemlich großen Theil Ostafrikas, von Mosambik an bis zum Djuba herab; über das Freileben des Thieres aber wissen wir noch so gut als gar nichts. Dagegen gelangen neuerdings gerade Galagos nicht allzu selten lebend in unsere Käfige und haben hier auch mir zu Beobachtungen Gelegenheit gegeben, aus denen hervorgeht, daß der Riesengalago im wesentlichen sich von den Verwandten nicht unterscheidet. Wie diese ist er ein vollkommenes Nachtthier, welches den ganzen Tag verschläft, die ganze Nacht aber munter und lebhaft sich umhertreibt und erst morgens, nachdem es vollkommen licht geworden, sein Lager sucht. Ueber Tags ruht er in sehr zusammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauend in der dunkelsten Ecke seines Käfigs. Er legt dabei seinen Kopf zwischen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit seinem buschigen Schwanze und packt diesen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorschiebt, so weit die langen Beine es gestatten. Auf diese Weise versteckt er den Kopf so vollständig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das geringste sieht. Eine Schwanzbiegung schließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt und erscheinen dabei schlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt sich und schaut spähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechselnd

vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann puht er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Er klettert langsam, aber äußerst geschickt, kopfoberst und kopfunterst, hängt sich an einem Vorder- oder an einem Hinterbeine fest und schaukelt sich dann, geht an der Decke seines Käfigs hin u. Seine Kost besteht in Milchbrod, Fleisch und Früchten. Feigen und Rosinen frißt er leidenschaftlich gern; auf Kerbthiere und deren Larven oder Puppen ist er erpicht. Er saßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er lebend zu betasten. Lebende Vögel betrachtet er mit lästernem, vielsagendem Auge. Auf seinen Wegen beschnuppert er zunächst jeden Gegenstand; dann erst betastet er ihn mit der Zunge. Er ist gutmüthig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Aussehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Riße zusammengezogen, nachts erweitert er sich bedeutend. Kurz nach dem Erwachen stößt das Thier gewöhnlich seinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Ruckfen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen Laut „Du“, steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „Dju“. Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, tu, tu tui, dju dju“, sehr dumpf und hohl.

Ein großer, runder, dicht auf den Schultern sitzender Kopf mit wahren Froschgesichte, kurze Vorder- und lange Hinterglieder sowie ein mehr als leibeslanger Schwanz sind die äußerlichen, sehr absonderlich gestaltete, denen der Kerbthierräuber ähnelnde Zähne die hauptsächlichsten innerlichen Merkmale eines Halbaffen, welcher schon seit geraumer Zeit zum Vertreter einer besonderen Sippe, neuerdings aber mit vollstem Rechte zum Urbilde einer eigenen Familie erhoben worden ist. Entsprechend den ungemein verlängerten Fußwurzeln, hat man dieser Familie den Namen Fußwurzeltiere (*Tarsidae*) gegeben, nachdem das merkwürdige Zwittergeschöpf vorher von den verschiedenen Naturforschern bald als eine Springmaus, bald als ein Beuteltier, bald endlich als ein Lemur angesehen worden ist. Da man bis jetzt nur eine einzige sicher bestimmte Art oder höchstens deren zwei kennen gelernt hat, gelten deren Merkmale auch für die Familie.

Das Gespenstthier oder der Koboldmaki (*Tarsius spectrum*, *Lemur spectrum*, *Didelphis macrotarsus*, *Tarsius maucauco*, *T. Pallasii*, *T. Bancanus*, *T. fuscomanus*, *T. Fischeri*) ist, falls man sich so ausdrücken darf, eine Wiebergabe des Frosches in der Klasse der Säugethiere. Unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Gesichte eines Laubfrosches zeigt das feine, und ebenso erinnern die Hände und Füße durch gewisse, später zu beschreibende Eigenthümlichkeiten an die des gedachten Lurches, mit dessen Bewegungen die feinen ebenfalls bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen. Der große Kopf würde kugelig sein, wenn nicht die Schnauze als ein kurzer, ziemlich breiter Keil aus der Gesichtsfäche hervorträte. Hierdurch gerade und durch die im Verhältnis zur Schnauzenlänge ungemein weite, bis unter die Augen sich ziehende Mundspalte und die dicken Lippen erhält das Gesicht den Ausdruck des Froschartigen. Dieser Ausdruck wird durch die ungemein großen, eulenartigen Augen, verhältnismäßig wohl die größten, welche ein Säugethier überhaupt besitzt, noch wesentlich vermehrt. Sie nehmen buchstäblich den größten Theil des ganzen Gesichtes ein, stehen ziemlich nahe bei einander und haben einen Durchmesser von mindestens 1,5 Centim. Minder eigenthümlich, weil auch bei anderen Säugethieren vorkommend, erscheinen die Ohren, welche großen, weiten, auf einem kurzen röhrenförmigen Stiele sitzenden Böffeln gleichen, am Vorderrande eine außen scharfzantige, nach innen eine durch den Anfang der Ohrleiste abgesetzte schmale Fläche, am Hinterrande einen durch die Gegenleiste abgegrenzten, vertieften Saum und im Innern der Muschel vier über einander stehende Querbögen

zeigen. Der Hals hat nur geringe Länge und läßt sich kaum als selbständigen Theil unterscheiden; der Rumpf ist vorn am breitesten, weil die Schultern stark hervortreten; der Rücken erscheint eingesenkt, die Brust schmaler als der Rücken. Die Vorderglieder fallen wegen des sehr kurzen Oberarmes ebenso sehr durch ihre Kürze wie die hinteren durch ihre Länge auf, da letztere sogar den Rumpf übertreffen. Im Verhältnis zur Länge der Arme müssen die Hände als sehr lang bezeichnet werden. Das Verhältnis der einzelnen Finger ist ein anderes als bei den meisten Lemuren, da der Mittelfinger der längste ist und äußerlich fast dreimal länger als der Daumen erscheint, welcher



Tarsius spectrum (Tarsus spectrum). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe.

feinerseits noch ziemlich bedeutend hinter dem Kleinfinger zurücksteht. Wie bei einigen Galagos sind in der Handfläche und an den Fingerenden große polsterartige Ballen ausgebildet. Einer von ihnen liegt unter dem Handtheile des Daumens, zwei unter der Wurzel des Mittel- und Goldfingers und je einer an den Fingerspitzen. Die Oberschenkel haben beträchtliche Stärke, und die Unterschenkel erscheinen ihnen gegenüber schlank, die bis auf die eigentliche, d. h. erst an der Theilungsstelle der Zehen beginnende Fußsohle dünn behaarten Fußwurzeln sogar klapperdünn. Der Fuß entspricht bis auf die Bildung der Nägel der zweiten und dritten Zehe im allgemeinen der Hand, nur daß die Daumenzehne vollkommener als der Daumen den anderen Fingern den übrigen Zehen entgegengestellt werden kann und die Ballen an den Zehenspitzen beträchtlich größer sind; auch ist nicht die dritte, sondern die vierte Zehe die längste. Alle Finger tragen dreiseitige, flache, nur längs der Mitte etwas gewölbte, an den Rändern gebogene, an der Spitze ausgezogene Nägel, die große und die beiden äußeren Zehen durchaus ähnlich gebildet, die beiden inneren Zehen dagegen anstatt des Plattnagels aufrecht stehende, wenig gekrümmte, spitze und scharfe Krallen. Der Schwanz endlich ist drehrund und gleichmäßig sanft verjüngt. Das Gebiß unterscheidet sich von dem aller übrigen

Halbaffen dadurch, daß es nicht die schmalen, wagerecht vorgezogenen unteren Schneidezähne, sondern aufrecht stehende, fast ebenso sehr an die der Kerbthierräuber wie an die anderer Halbaffen und Affen erinnernden Schneidezähne, verhältnismäßig breite, scharfe, schneidend zackige Lück- und Mahlzähne besitzt. Von ersteren enthält das Gebiß, nach Burmeister's Untersuchungen, im oberen Kiefer vier, im unteren zwei, außerdem jederseits oben einen Eckzahn, einen Lückzahn, zwei falsche Mahlzähne und drei Kauzähne, unten einen Eckzahn, zwei Lückzähne, einen falschen Mahlzahn und drei Kauzähne. Der Schädel entspricht in seiner Form dem kugeligem äußeren Ansehen des Kopfes vollkommen und unterscheidet sich von denen aller anderen Halbaffen durch die kurze, spitze Nase und die weiten Augenhöhlen, welche letztere durch ihre scharfen, fast schneidenden, hoch vorragenden Ränder und die Breite der vom Oberkiefer wie vom Stirnbeine ausgehenden, ihre hintere Wand bildenden Fortsätze besonders auffallen. Alle Knochen sind dünn und zart, die Schädeldecke kaum stärker als ein Kartenblatt, so daß man sie mit einem Messer leicht durchschneiden kann. In der Wirbelsäule zählt man 7 Hals-, 13 oder 14 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 31 bis 33 Schwanzwirbel. Von den 13 oder 14 Rippen sind 7 oder 8 wahre und 6 falsche, und begründet sich hierauf, d. h. auf die verschiedene Anzahl der Rippen überhaupt die Ansicht mehrerer Naturforscher, daß die Sippe zwei Arten zählt. Das etwas wollige, feine Fell bekleidet in gleichmäßiger Dichtigkeit Kopf, Rücken und die Außenseite der Glieder, verkürzt sich auf der Brust und dem Bauche und wird auf dem Nasenrücken, an den Nasenflügeln und dem oberen Mundrande so kurz, fein und sperrig, daß diese Theile nackten Stellen gleichen, ohne es wirklich zu sein. Die Ohrmuschel trägt außen, besonders am Grunde und in der Mitte kurze, die innere Ohrmuschel äußerst feine, kaum bemerkbare Härchen und ist von der Mitte bis zur Spitze vollständig nackt. An mehreren Stellen des Kopfes wie an der Ober- und Unterlippe, der Nase, neben dem inneren Augenwinkel und an der Backe stehen einzelne Borstenhaare, und die Augenliderländer sind mit weichen verlängerten Wimpern umgeben. Auf den Vorder- und Hintergliedern reicht das dichtere Haar bis zur Hand- und Fußwurzel, hier in ein kurzes, feines und sperriges übergehend, welches den ganzen Handrücken und die Finger bekleidet. Der Schwanz ist am Grunde lang und dicht, hierauf spärlich und borstig, am hintersten Drittel lang, fast buschig behaart. Die Färbung des Pelzes ist gelbbraungrau mit einem leichten Anfluge von Rothbraun. Auf der Stirn, dem Rücken und der oberen Seite der Schenkel, auf Scheitel und Nacken dunkelt die Färbung, auf der Brust geht sie ins Weißliche über. Die Behaarung der Schwanzspitze ist gelblich. Das Auge hat nach Cumming braune, nach Jagor gelbe Iris. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Länge von 40 Centim., wovon 23 bis 24 auf den Schwanz gerechnet werden müssen.

Ueber die Lebensweise des Gespenst- oder Koboldmaki's liegen Berichte von Raffles, Cumming und Salomon Müller vor, denen ich noch einige wichtige Angaben von Rosenberg und Jagor hinzufügen kann. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich, laut Wallace, über alle malaiischen Inseln westlich bis Malakka; doch tritt das Thierchen nirgends häufig auf. Sein Namenreichtum und noch mehr die über ihn umlaufenden Fabeln beweisen, daß er allen Eingeborenen als ein in hohem Grade auffallendes Geschöpf erscheint. Auf Sumatra heißt er nach Raffles „Singapua“, auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Bohal, laut Cumming, „Malmay“, bei den Dajakern, nach Angabe von Salomon Müller, „Jugger“, auf Celebes, laut Rosenberg, „Tarrabana“, auf Samar, laut Jagor, „Majo“. Zum Aufenthaltsorte wählt sich der Gespenstmaki, nach Angabe von Rosenberg, ebene Wälder, wofelbst er sich am Tage an dunkeln, feuchten Stellen im dichten Laube oder in Baumlöchern verbirgt. Nach Cumming lebt er im Gewurzel der Bäume, besonders der großen Bambusstämme, ausschließlich in den dichtesten Waldungen, überall einzeln und selten. Männchen und Weibchen werden gewöhnlich zusammen gesehen, weshalb die Eingeborenen, nachdem sie eines der Thierchen erlangt haben, Sorge tragen, auch das andere zu bekommen. In der Art und Weise, wie er sitzt und springt, erinnert er, laut Salomon Müller und Rosenberg, unwillkürlich an einen Laubfrosch, nimmt oft eine ähnliche Stellung an, springt

wie ein Frosch und macht Sätze von fast einem Meter Weite. Ueber Tags ist er so wenig sehen, daß er zuweilen von einem hohen Baume oder Strauche herab den Vorübergehenden auf den Leib springt und sich mit der Hand greifen läßt. Seine unverhältnismäßig großen, kugelig vorspringenden Glohaugen, deren Stern sich je nach den einfallenden Lichtstrahlen schnell vergrößern und verkleinern kann, haben ihn bei den Eingeborenen zu einem gespensterhaften Wesen gestempelt. Man betrachtet ihn als ein verzaubertes Thier und nach den Grundfähen der Seelenwanderung als den Geist eines Missethätters, welcher Zauberkräfte besitzt. „Singapua“ bedeutet, nach Kaffles, „kleiner Löwe“ und hängt ebenfalls mit einer Fabel der Eingeborenen zusammen, welche berichtet, daß das Thier ursprünglich so groß wie ein Löwe war, aber in neuerer Zeit zu der Größe herabsank, welche es jetzt besitzt. Die Eingeborenen Sumatra's haben eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihre Reisfelder augenblicklich verlassen, wenn sie einen Gespenstmafi auf einem Baume neben demselben erblickten, weil ihrer Meinung nach sonst ohne Zweifel ein Unglück über sie oder ihre Familie kommen müßte. Diese Fabelei erstreckt sich auch auf die Angaben über die Nahrung unseres Thierchens. Schon Peter Camel bemerkt Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß das Gespensthierchen nach Ansicht der Eingeborenen von Holzohle lebe, daß dies aber falsch sei, da es sich von Bananen und anderen Früchten ernähre. Jagor, welcher zwei Koboldmakis lebend erhielt, wurde in gleicher Weise berichtet und erfuhr erst durch eigene Versuche, daß das Thierchen selbst Pflanzenkost verschmährt und hauptsächlich Kerbtiere, letztere jedoch mit großer Auswahl, frißt. Cumming behauptet, daß die Nahrung unseres Halbaffen aus Eidechsen bestehe, und daß er diese Kriechtiere aller übrigen Kost vorziehe, bei großem Hunger jedoch auch kleine Krebse und Küchenschaben zu sich nähme; Salomon Müller gibt neben den Kerbtieren noch verschiedene Früchte als Nahrung an.

Cumming ist der erste, welcher über einen gefangenen Gespenstmafi Ausführlicheres mittheilt. „Er ist sehr reinlich in seinen Gewohnheiten“, sagt er; „niemals berührte er ein Nahrungsmittel, welches schon theilweise verzehrt war, und niemals trank er zum zweiten Male aus demselben Wasser. Im Verhältnis zu seiner Größe frißt er sehr viel. Beim Trinken schlappt er das Wasser wie eine Katze, aber sehr langsam. Die für ein so kleines Thierchen auffallend große Losung gleicht der eines Hundes. Ueber Tags schläft er sehr viel und bekundet den größten Abßeu gegen das Licht, weshalb er sich stets nach den dunkelsten Stellen begibt. Nähert man sich seinem Käfige, so heftet er seine großen, offenen Augen lange Zeit auf den Gegenstand, ohne eine Muskel zu bewegen; kommt man näher, oder wirft man etwas nahe an ihn heran, so flischt er die Zähne gleich einem Affen, indem er die Gesichtsmuskeln auseinanderzieht. Selten macht er Geräusch, und wenn er einen Ton hören läßt, so ist es ein einfacher, kreischender Laut. Bei geeigneter Pflege wird er sehr bald zahm und ungemein zutraulich, beleckt Hände und Gesicht, riecht am Leibe seines Freundes herum und bemüht sich, geliebt zu werden.“

Nicht minder günstig spricht sich Jagor aus. „In Soquilocum und Boranzen hatte ich Gelegenheit, zwei Gespenstmakis zu erwerben. Diese äußerst zierlichen, seltsamen Thierchen sollen, wie man in Luzon versicherte, nur in Samar vorkommen. Mein erster Majo mußte anfänglich etwas hungern, weil er Pflanzenkost verschmährt, verzehrte dann aber lebende Heuschrecken mit großem Behagen. Es sah äußerst drollig aus, wie das Thier, wenn es bei Tage gefüttert wurde, aufrecht stehend, auf seine beiden dünnen Beine und den kalten Schwanz gestützt, den großen kugelrunden, mit zwei gewaltigen gelben Augen versehenen Kopf nach allen Richtungen hin bewegte, wie eine Blendlaterne auf einem Dreibeingestell mit Kugelgelenk sich dreht. Nur allmählich gelang es ihm, die Augen auf den dargebotenen Gegenstand richtig einzustellen; hatte es ihn aber endlich wahrgenommen, so rechte es plötzlich beide Nerven seitwärts und etwas nach hinten aus, wie ein Kind, welches sich freut, griff schnell mit Händen und Maul zu und verzehrte dann bedächtlich seine Beute.“

„Bei Tage war der Mafi schläferig, blödsichtig, wenn man ihn störte, auch mürrisch; mit abnehmendem Tageslichte aber wurde er munter und sein Augenstern erweiterte sich. Nachts

bewegte er sich lebhaft und behend mit geräuschlosen Sprüngen, am liebsten seitwärts. Er wurde bald zahm, starb aber leider schon nach wenigen Tagen; und ebenso konnte ich das zweite Thierchen nur kurze Zeit am Leben erhalten."

Ueber die Fortpflanzung danken wir Cuming einige Angaben. „Ich hatte“, sagt er, „das Glück, mir unbewußt, ein trächtiges Weibchen zu bekommen, und war daher eines Morgens nicht wenig überrascht, daß es ein Junges zur Welt gebracht hatte. Dieses schien etwas schwach zu sein, gleich aber der Mutter vollkommen. Seine Augen waren offen, sein Leib bereits mit Haaren bekleidet. Es hielt sich stets saugend zwischen den Beinen seiner Mutter auf und wurde so vollständig von ihr bedeckt, daß man selten mehr als seinen Schwanz bemerkte. Seine Kräfte nahmen schnell zu, und schon am zweiten Tage begann es außerhalb des Käfigs umherzutriecken, wenn auch noch mit sichtbarer Anstrengung. Doch erreichte es die Spitze der Stäbe, aus denen der Käfig gebildet war. Wenn Umstehende das Junge zu sehen wünschten, während die Mutter es bedeckte, mußte man sie aufstören. Dann wurde sie in der Regel böse, nahm das Junge ins Maul, ganz wie eine Rahe, und schleppte es so eine Zeitlang umher. Auch sah ich sie zu anderen Zeiten, wenn sie nicht gestört worden war, mit ihrem Jungen im Maule aus dem Käfige hervorkommen. Letzteres hatte im Verlaufe von drei Wochen sehr an Größe zugenommen, als unglücklicherweise Jemand auf den Schwanz der Mutter trat, worauf sie nach wenigen Tagen starb. Das Junge folgte ihr einige Stunden später nach.“

Vor neunzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unserem Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieten bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye“, zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

„Dieses vierfüßige Thier“, sagt Sonnerat, beziehentlich der erste Uebersetzer seines Reiseberichtes, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleichet auch einigermaßen dem Maki und dem Affen.

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwei äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünn und unbehaart: er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehen nach dienen sie ihm auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: der fünfte oder innere bildet den Daumen und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zwei Schneidezähne, die sehr nahe beisammen stehen und dem Schnabel eines Papageien ähnlich sehen: die unteren sind viel stärker als die oberen. — Er hat große, breite und flache Ohren: sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißsalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von salbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopfe bis zum Schwanze 18 Zoll 6 Linien und der Schwanz desselben 1½ Fuß lang.“

Ueber Vorkommen und Aufenthalt des Thieres berichtet uns Sonnerat gar nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Thier“, sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu sein, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Auge ist röthlich und starr, wie das Auge der Gule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beide lebten nicht länger als zwei Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zwei Finger ihrer Vorderfüße, wie die Chinesen ihrer Stäbchen. Sie waren sehr furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Mütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten“.



Aye-Aye (*Chromys madagascariensis*). $\frac{1}{2}$ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

Bis in die neuere Zeit blieb der von Sonnerat nach Europa gebrachte Aye-Aye der einzige, welchen man kannte, und die im Jahre 1782 erschienene Beschreibung die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, ihn als ausgestorben anzusehen. Die erste Nachricht des Gegentheils gelangte im Jahre 1844 durch De Castelle zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt. Diesem Reisenden glückte es, einen jungen, lebenden Aye-Aye zu erhalten, und er beschloß, denselben der Sammlung des Pflanzengartens zu schenken. Unglücklicherweise starb das Thier bevor es Europa erreichte; sein Fell aber und ebenso das Gerippe kamen in den Besitz der Pariser Sammlung, und es wurde hierdurch der Beweis geliefert, daß das letztgenannte Thier und Sonnerats Aye-Aye einer und derselben Art angehören. Noch bis Anfang der sechziger Jahre blieben diese beiden Stücke die einzigen, welche man kannte. Erst im Jahre 1862 erhielt die Zoologische Gesellschaft in London die freudige Nachricht, das zwei „Fingerthiere“ oder „Nacktfinger“, wie man das Zwitterwesen inzwischen genannt hatte, auf Madagaskar gefangen waren und für den Thiergarten in Regent's-Parc unterwegs seien. Eines von diesen kam auch glücklich lebend, das andere wenigstens im Weingeiste an. Etwas später folgten noch mehrere andere Stücke, von denen drei vom Museum in Berlin erworben werden konnten.

Nunmehr erst vermochten die Thierkundigen die Verwandtschaft des Aye-Aye unzweifelhaft festzustellen und ihm die gebührende Stellung im System anzuweisen. Bis dahin waren die Ansichten sehr getheilt gewesen. Buffon, welcher den von Sonnerat überbrachten Aye-Aye untersuchen konnte, stellte ihn in die Nähe der von ihm mit den Springmäusen vereinigten Gespenstmafi's; Gmelin führt ihn unter den Eichhörnchen auf; Schreber war der erste, welcher sich, freilich ohne das Thier selbst untersucht zu haben, dafür entschied, es zu den Halbaffen zu stellen; Miller bildete eine besondere Familie in einer von ihm aufgestellten Ordnung, welche Affen, Halbaffen und einen Theil der Beuteltiere in sich vereinigen sollte; Blainville sprach sich im Jahre 1816 nach einer sorgfältigen Untersuchung des Schädels und eines Theiles der Hinterglieder entschieden für die Trennung des Aye-Aye von den Nagern und seine Vereinigung mit den Halbaffen aus, während die meisten Thierkundigen, unter ihnen selbst der ausgezeichnete Cuvier, ihn noch immer bei den Nagern beließen. Geoffroy St. Hilaire schloß sich im Jahre 1851 ohne Rückhalt der Blainville'schen Ansicht an, während andere ausgezeichnete Forscher, wie z. B. Milne Edwards und van der Hoeven, Cuvier folgten; Brand gelangte zu dem Ergebnis, daß die Sippe der Fingertiere zwar durch eine größere Anzahl von Merkmalen den Halbaffen, aber durch eine nicht geringe Zahl nicht unwesentlicher Merkmale ebenso den Nagern verwandt sei, und schlug deshalb vor, für das Thier eine besondere, zwischen den Affen, Halbaffen und Nagethieren stehende Ordnung zu bilden; Siebel endlich beließ den Aye-Aye, ungeachtet der Ausführungen Geoffroy's, in seinem im Jahre 1859 erschienenen, allerdings wenig werthvollen, weil kaum auf eigenen Untersuchungen begründeten Werke über die Säugethiere, noch immer bei den Nagern. Erst durch Owens und Peters' Forschungen wurde die Streitfrage endgültig entschieden.

„Schon im Aeußeren“, bemerkt Peters, aus dessen Abhandlung ich im Nachstehenden einen gedrängten Auszug geben will, „entfernt sich das Fingertier ebenso sehr von den Nagern, wie es den Halbaffen und unter diesen namentlich den dickschwänzigen Galagos sich anschließt. So zeigt der von dem kurzen Halse deutlich abgesetzte Kopf in seinem, dem des Körpers wenig nachstehenden Querumfange ein Verhältnis, wie es sich nur bei den Affen und Halbaffen, niemals aber bei den Nagern findet. Die sehr großen nackten Ohren stimmen in der Bildung aller einzelnen Theile ganz mit denen der Galago's überein, nur zeigen sie keine Querfalten, und der Rand der Ohrleiste bildet über der Gegenleiste einen deutlichen abgerundeten Vorsprung. Die mehr vordere Richtung der mäßig großen, mit runder sehr verengbarer Pupille versehenen Augen, die Entwicklung der Nidhautfalte, die sich nicht weit von den Augen plötzlich verschmälernde Schnauze, die nackte Nasenkuppe, die sichelartig gebogene Form der Nasenöffnung, die mittlere und die beiden seitlichen von den Nasenlöchern zur Lippe herabsteigenden Furchen, die dreieckige Mundspalte und die Bildung der Rippen zeigen, wenn man absieht von der durch die außerordentliche Entwicklung der Schneidezähne bedingte große Höhe der Schnauze, die auffallendste Uebereinstimmung mit den Galagos. Auch hinsichtlich der Bildung der Geschlechtstheile stimmen die Fingertiere mit letzteren überein; eine Eigenthümlichkeit im Gegense zu den Halbaffen aber ist der Besitz von nur einem einzigen Paar Saugwarzen in der Weichengegend, während die Halbaffen außer einem Paar Bauchzitzen entweder ein oder zwei Paare Brustwarzen besitzen. Ferner treten die Oberarme und Oberschenkel in einer Weise aus dem Rumpfe hervor, wie es außer den Affen und Halbaffen nur noch bei den Faultieren und kamelartigen Säugethieren der Fall ist. Die Sohlen der Gliedmaßen zeigen durch die weichen, wulstigen Gebilde, welche die kurzen Bindehäute zwischen dem Grunde der Finger und Zehen überragen, sowie durch die Bildung feiner Linien die größte Uebereinstimmung mit denen der Affen und Halbaffen, und die außer dem Plattnagel des freien Hinterdaumens den Krallen auf den ersten Anblick ähnlichen Nägel gehören nicht zu diesen, sondern ihrem ganzen Bau nach zu den Kluppenägeln, indem sie an der unteren Seite eine offene, tiefe Rinne bilden und nur etwas mehr, als es gewöhnlich bei den Affen der Fall ist, zusammengedrückt erscheinen. Ebenso besteht die größte Abweichung der Vorderglieder von denen der Halbaffen nur in dem

Verhältnis des dritten und vierten Fingers, indem der Daumen, abgesehen von seinem Nagel, ebenso gebaut ist wie bei diesen. Die Längenverhältnisse der Finger scheinen auf den ersten Anblick ähnlich wie bei den meisten übrigen Halbaffen zu sein, indem der vierte und demnächst der so auffallend dünne dritte Finger am meisten hervorragen. Dies geschieht aber nur dadurch, daß das Mittelhandglied des ungewöhnlich kurzen Mittelfingers außergewöhnlich verlängert ist. Fast man das Vorhergehende zusammen, so ergibt sich daraus, daß der Aye-Aye in allen wesentlichen äußeren Merkmalen mit den Halbaffen übereinstimmt, dagegen kein einziges wesentliches Merkmal zeigt, in welchem er eine größere Annäherung an die Nagetiere erkennen ließe als alle anderen Gattungen der Halbaffen.

„Diejenigen, welche diese Sippe mit den Ratten und Mäusen in eine Ordnung zusammengestellt haben, stützen sich hauptsächlich auf die Beschaffenheit des Gebisses, indem wie bei den Nagetieren kein Eckzahn und oben wie unten nur zwei große, durch eine weite Lücke von den Backenzähnen getrennte Schneidezähne vorhanden sind. Die Backenzähne haben einen so einfachen Bau, wie er bisher bei den Nagetieren in keinem Falle gefunden worden ist, stimmen vielmehr in dieser Beziehung sowie in der Höckerbildung am meisten mit denen der altweltlichen Affen überein. Um jedoch über das Gebiß klar zu werden, ist es nothwendig, das Milchgebiß mit in Betracht zu ziehen, und dann zeigt sich, daß die nagerähnliche Anlage nur eine Folge der Verkümmernng gewisser Zähne ist. Beim neugeborenen Aye-Aye bemerkt man nach sorgfältiger Trennung des Zahnfleisches unter den Zwischenkiefern zwei große Milchschneidezähne, unmittelbar hinter denen die Spitzen der bleibenden Schneidezähne sich hervordrängen; hierauf folgt sogleich jederseits ein zweiter hinfalliger Schneidezahn, auf diesen ein hinfalliger Eckzahn, auf letzteren nach einem Zwischenraume hinter einander zwei Milchbackenzähne. Die beiden vorderen Milchschneidezähne des Unterkiefers ähneln denen des oberen, sind jedoch merklich schmaler, die Spitzen der bleibenden Schneidezähne folgen unmittelbar hinter ihnen. Dahinter kommt die Krone eines Zähnechens zum Vorschein, welches seiner Länge nach dem zweiten hinfalligen, oberen Schneidezahn entsprechen dürfte, und nach einem Zwischenraume folgen dann die beiden Milchbackenzähne. Erst die Vergleichung des Milchgebisses mit dem bleibenden lehrt den Zahnbau vollständig kennen. In ihm finden sich also oben und unten vier Schneidezähne, oben jederseits ein Eckzahn und oben und unten zwei Backenzähne, während sich im bleibenden Gebiß oben und unten zwei Schneidezähne, kein Eckzahn, oben jederseits ein Lück- und drei Backenzähne, unten aber nur drei Backenzähne zeigen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 13 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 22 bis 24 Schwanzwirbeln; die Wirbel stimmen in allen denjenigen Punkten, worin die Halbaffen von den Nagetieren abweichen, mit denen der ersteren überein. Daselbe gilt für den Bau des Schädels und der Glieder, so daß also gegenwärtig jeder Zweifel über die Stellung des Thieres beseitigt ist.“

Es bildet somit das Fingertier (*Chiromys madagascariensis*, *Lemur psilodactylus*, *Sciurus*, *Daubentonia madagascariensis*) nicht bloß eine besondere Sippe, sondern auch eine eigene Familie (*Leptodactyla* oder *Chiromyida*, *Daubentoniada*, *Glirisimia*, *Glirimorpha*) innerhalb der Ordnung der Halbaffen.

Der Aye-Aye oder das Fingertier zeigt äußerlich folgende Merkmale: Der Kopf ist sehr groß, der Hals kurz, der Leib kräftig, der Schwanz etwa Leibeslang. Die Glieder haben unter sich fast gleiche Länge. Im Verhältnis zur Kopfgröße erscheinen die Augen klein, die häutigen Ohren dagegen sehr groß. An der Hand und dem Fuße fallen die sehr verlängerten Finger und Zehen besonders auf. Der unterseits wulstige Daumen ist kräftig und kurz, der Zeigefinger etwas schwächer, der Goldfinger beinahe ebenso dick als der Daumen, der kleine Finger noch immer sehr stark, der dritte Finger aber verkümmert, indem er wie zusammengedorrt aussieht. Die Fußwurzel ist mächtig, die Daumenzehe mittellang und ähnlich gebaut wie der Daumen, während alle übrigen Zehen unter sich fast gleiche Länge und auch ähnliche Bildung zeigen. Ein röthliches Fahlgrau, mit Ausnahme eines dunkleren Ringes um die Augen und eines lichten Fleckes über denselben,

ist die Färbung des Gesichtes. Auf Wangen und Kehle sieht das Haarkleid fahlgrau aus; auf den übrigen Theilen erscheint die Gesamtfärbung bräunlichschwarz mit durchschimmerndem Fahlgrau und eingesprengtem Weiß, weil der Pelz aus zweierlei Haaren, dichten graufahlen Woll- und schwarzen, hier und da weißgespitzten Grannenhaaren besteht. Die borstigen, dunklen Schwanzhaare haben graue Wurzel; die starken Schurren über den Augen und am Mundwinkel sind ganz schwarz. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Gesamtlänge von 1 Meter, wovon 45 Centim. auf die Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und über 50 Centim. auf den Schwanz kommen.

Der Aye-Aye, welcher einige Jahre in London lebte, konnte von mir wenigstens kurze Zeit beobachtet werden; leider aber war mir die Zeit meines Aufenthaltes so kurz gemessen, daß ich dem Thiere bloß einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich, daß Sonnerat's Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch der Berichtigung bedarf. Ich will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und alles, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem anderen Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerem Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist, und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussteht, als ob er zusammengebörret wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye-Aye ist lichtscheuer als jedes mir bekannte Säugethier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht theilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbthieres, leckt und pukt sich sogar: der Aye-Aye scheint bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch schleppt er sich wieder seinem Dunkelplaz zu, rollt er sich zusammen, verhüllt er mit dem dicken Schwanz, welchen er wie einen Keifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohne Gleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachtthiere nicht im geringsten ansieht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Seine Bewegungen sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Licht sich zu entziehen, beweist der Aye-Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagerecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten: es soll dies aber ebenso langsam geschehen wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye-Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, im

Gegentheile sehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausstoßen derselben Laute wüthend und sehr rasch auf die Hand los und versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei unterschied er zwischen der Hand und einem eisernen Stäbchen. Mit diesem ließ er sich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, versicherten, von diesem Unterscheidungsvermögen des Thieres überzeugende Beweise erhalten zu haben: sie waren mehrere Male derb gebissen worden. Eigentlich furchtsam also darf man den Aye-Aye nicht nennen; er ist nur scheu und meidet jede Gesellschaft. Auch nachts bewegt ihn das geringste Geräusch, so eilig als möglich seinen Versteckplatz aufzusuchen.

Die einzige Nahrung, welche man dem Thiere reicht, ist frische Milch, mit der man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammengerührt. Eine kleine Schüssel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Fressen gebraucht der Aye-Aye seine beiden Hände: er wirft die flüssige Speise mit ihnen in seinen Mund. Fleischkost hat er bis jetzt hartnäckig verschmäht; ob man versucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht.

Beachtenswerth scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden. Er muß also seine Schneidezähne, welche den Naturforschern so viel Kopfzerbrechen verursacht haben, in ganz eigenthümlicher Weise verwenden. Ich glaube hieraus schließen zu dürfen, daß er in der Freiheit auf dürren Bäumen seine Nahrung sucht und wirklich Kerbtiere frißt, wie Sonnerat angibt. Er schält, so vermute ich, mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbtiere oder deren Larven bloß, und zieht diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um sie zu verpeisen.

Auf diese im Jahre 1863 niedergeschriebenen Beobachtungen will ich Pollens neuerdings (1868) veröffentlichte Angaben folgen lassen, weil sie namentlich die Kenntnis des freilebenden Aye-Aye wesentlich vervollständigen. „Dieses wissenschaftlich so merkwürdige Thier“, sagt unser Gewährsmann, „bewohnt mit Vorliebe die Bambuswäldungen im Innern der großen Insel. Nach Angabe der Eingeborenen ist es so selten, daß man es nur durch Zufall einmal zu sehen bekommt, lebt einzeln oder paarweise, niemals in Banden, kommt bloß des Nachts zum Vorschein und schläft über Tags in den dichtesten und undurchdringlichsten Bambusbüscheln mitten in den Wäldungen. Es nährt sich von dem Marke des Bambus- und Zuckerrohres, ebenso aber auch von Käfern und deren Larven. Um seine Nahrung zu erhalten, bestehe sie in dem Herz des Bambus- und Zuckerrohres oder in Kerbtieren, nagt es mit seinen kräftigen Schneidezähnen eine Oeffnung in den Stamm der Pflanzen, führt durch diese seinen schwächlichen Mittelfinger ein und holt mit ihm den Pflanzenstoff oder die Kerbtiere hervor. So schläferig es über Tags sich zeigt, so lebhaft bewegt es sich während der Nacht. Von Sonnenaufgang an schläft es, indem es den Kopf zwischen den Füßen verbirgt und ihn noch außerdem mit dem langen Schwanz einhüllt; mit Beginn der Nacht erwacht es aus seiner Schlafrunkenheit, klettert an den Bäumen auf und nieder und springt mit der Behendigkeit der Makis von Zweig zu Zweig, dabei sorgfältig alle Oeffnungen, Ritzen und Löcher der alten Bäume untersuchend, um Beute zu machen, zieht sich aber schon vor Beginn der Morgenröthe wieder in das Innere der Wäldungen zurück. Seinen Schrei, ein kräftiges Grunzen, vernimmt man oft im Verlaufe der Nacht.“

Außerdem erwähnt Pollen, daß ein von seinem Freunde Binson gefangen gehaltener Aye-Aye Kerbtierlarven aus dem Holze der Lebbelakazie fraß, solche aus dem Mangobaume aber verschmähte; daß dasselbe Thier leidenschaftlich gern stark gezuckerten Milchcafee trank und zwar, indem es mit unglaublicher Schnelligkeit seinen Mittelfinger bald eintauchte, bald wieder abzog.